Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, welche die geringsten Spuren des Lesens tragen, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Tropfen im Meere.

Zweiter Band

Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

RBR
Jante
#1034
Bd. 2

Das Spukhaus.

(Fortsetzung.)

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tropfenimmeere21fels

Doch ich bin der Zeit vorausgeeilt. — —

Die gewohnte Zeit entschwand uns an jenem Tage flügelschnell, doch bestand ich zur gewöhnlichen Stunde darauf, heimzukehren. Wir gingen, nachdem wir auf des Principe inständige Bitten versprochen hatten, morgen wieder zu kommen.

Antonina war ungewöhnlich still während der Heimkehr und sprach nur wenig mit mir, doch war dies Wenige noch zärtlicher als sonst, als wolle sie mir dadurch zu erkennen geben, daß ihre Neigung für mich sich nie vermindern könne, trotz dieses neuen Gefühls, das so schnell siegreich in ihr Herz eingezogen war. Den übrigen Tag ging sie wie träumend umher und legte sich früher als sonst zur Ruhe. Ob sie wirklich so bald schlief oder sich nur so stellte, um ungestört durch mein Geplauder an den Principe zu denken, vermochte ich nicht zu entscheiden.

Mich floh beharrlich der Schlummer. Ich war furchtbar aufgeregt, in jedem Gliede zuckten und fibrirten die Nerven. Es surrte und summte in meinem Kopfe. Unfähig, länger liegen zu bleiben, erhob ich mich und kleidete mich an. Mir eine Kerze anzündend, verließ ich mein Zimmer, um mir aus einem im Erdgeschoß liegenden Zimmer, wo die Hausapotheke verwahrt war, einige Brausepulver zu holen.

Eine scharfe Zugluft empfing mich im Corridor. Die Diener hatten zwei sich entgegenstehende Fenster geöffnet, um der kühlen Nachtluft Zutritt zu gestatten. Die Kerze verlöschte.

Ungehindert dadurch schritt ich weiter, da ich auch im Finstern das Gewünschte zu finden wußte.

Da —plötzlich blieb ich stehen.

Ein Zimmer am andern Ende des Corridors hatte sich geöffnet, es war jenes, welches Pater Giralomo zu bewohnen pflegte, wenn er, wie es oft geschah, auf einige Zeit in dem Schlosse blieb. Heute Morgen war er nach einer Abwesenheit von einigen Wochen wieder gekommen und wollte nur noch den folgenden Tag bleiben, da ihn, wie er sagte, Geschäfte seines Klosters nach Rom zum heiligen Vater riefen.

Ich sah aus der Thür seines Zimmers einen Schatten hervorschleichen und hinüberhuschen nach jenem Flügel, den die Marchesa bewohnte.

Eilig und geräuschlos glitt ich über die indische Matte, welche den Marmorfußboden bedeckte, hin, und richtig, es war so wie ich vermuthete. Ich sah den Schatten in der Thür des Ankleidezimmers der Marchesa verschwinden. Er hatte nicht geklopft, nicht einen Augenblick gezögert, mit der Sicherheit eines zum Eintritt Berechtigten hatte er die Thür geöffnet und verschloß sie jetzt hinter sich. Kein Zweifel, er wurde erwartet und wandelte wohl auch nicht zum ersten Mal diesen Weg in der Stille der Nacht.

Meine Aufregung war geschwunden und hatte der kältesten Ruhe Platz gemacht. Ich zweifle heute noch nicht, daß Gott selbst mich in jener Nacht zur Entdeckung der schurkischen Pläne aussandte.

Ich legte mein Ohr an die Thür des Ankleidezimmers, doch kein Laut ließ sich darinnen vernehmen, der Pater mußte in die inneren Zimmer getreten sein.

Ueberlegend stand ich da. Ich wollte und mußte dieser geheimen Unterredung beiwohnen, dieser Unterredung, welche das Licht des Tages

scheute, und die mir gewiß einen tiefen Blick in die Pläne des Jesuiten gestatten würde.

Bald hatte ich gefunden, was ich suchte. Halb an das Schlafzimmer der Marchesa, halb an ihr Wohnzimmer stieß ein kleines Gemach, welches als Garderobe benutzt wurde. Dies Gemach konnte durch eine kleine auf den Corridor, der nach den Staatszimmern führt, mündende Thür, die nur von den Zofen benutzt wurde, erreicht werden. Diese Thür war stets verschlossen, aber ich kannte den Ort, wo der Schlüssel aufbewahrt wurde. Rasch lief ich nach dem Arbeitszimmer der Zofen und fand den Schlüssel.

Endlich, es mochte doch wohl fast eine Viertelstunde vergangen sein und mir bangte bereits, daß der Pater sich inzwischen schon wieder entfernt haben könnte, stand ich in dem kleinen Zimmer und legte mein Ohr an die Seite der Wand, welche an das Wohnzimmer grenzte. Alles still. Auf der andern Seite war ich glücklicher. Ich war, wie es schien, gerade zur rechten Zeit gekommen. Die dünne Tapetenwand ließ mich keinen Laut verlieren. Deutlich hörte ich die harte Stimme der Marchesa: „Ja, mein Freund, Sie irren sich nicht, ich bin so glücklich Ihnen mittheilen zu können, daß es mir endlich

gelungen ist, den letzten Rest seines Widerstandes zu brechen. Er hat es mir heute fest versprochen, morgen kündigt er seiner Tochter ihre Klosterbestimmung an."

Ich fuhr zurück. Da war sie ja, die Bestätigung der Behauptung meiner lieben, todten Mutter, an der ich, da nichts mir bisher das Vorhandensein solcher Absicht bestätigt, mich zuweilen versucht fühlte zu zweifeln. Ach, ich sollte noch erfahren, daß meine Mutter sich leider in nichts geirrt, woher ihr auch die Kenntniß der schurkischen Pläne gekommen sein mochte, was bei ihrem raschen Tode mir für immer Geheimniß blieb, sie war recht berichtet worden.

Gewaltsam die Aufregung, welche mich zu ersticken drohte, dämpfend, fuhr ich fort zu horchen.

Schon war mir die Antwort des Paters verloren gegangen, sie mochte eine lobende gewesen sein, denn die Marchesa begann wieder: „Es ist mir lieb, daß Sie es anerkennen, und ich hoffe, Sie werden meinen Eifer und stricten Gehorsam an geeigneter Stelle in das rechte Licht zu setzen wissen."

„Gewiß, schönste Marchesa —" erwiederte geschmeidig der Pater — „zweifeln Sie nicht

daran. Uebrigens" — hier wurde seine Stimme schärfer und steigerte sich allmälig zu dem gebietenden Tone eines Herrschers, der einen zu dreist gewordenen Höfling in seine Schranken zurückweist — „übrigens wurde das von Ihnen erwartet. Wir wußten, was wir thaten, als wir dem Marchese in Ihnen eine neue Gemahlin gaben. Und wenn der General auch gern bereit sein wird, Ihren Eifer anzuerkennen und gebührend zu belohnen, so dürfen Sie, Schönste, hinwiederum nicht vergessen, daß Sie eigentlich die größte, reichste Belohnung schon dadurch vorweg haben, daß Sie die hochgefeierte und geehrte Marchesa di Valeri mit unserer Hilfe geworden sind."

„Aber mein lieber Freund, ich —" rief die Marchesa in einem flehenden und beschwörenden Tone.

Dem Pater jedoch schien es Vergnügen zu machen, sie zu quälen, denn er unterbrach sie und seine Stimme wurde schneidend wie ein Messer, als er langsam und betonend seine Rede fortsetzte: „Sie wissen wohl noch, was Sie erwartet hätte, wenn der General die Beweise über die Art des Todes Ihres ersten Gatten in die Hände des weltlichen Richters übergab, statt sie zu ver-

bergen? Diese Beweise behalten so lange Sie leben ihre Kraft und sind das sicherste Pfand Ihrer unwandelbaren Treue und eines sclavischen Gehorsams."

„Mein Gott! Haben Sie doch Erbarmen mit mir! Müssen Sie mir denn stets die Kette zeigen, welche mich fesselt und mir jede freie Bewegung, ja jeden freien Athemzug unmöglich macht?! Lassen Sie mich doch die Vergangenheit vergessen. Ich denke durch Reue und unablässige Gebete die schreckliche That der Nothwehr gebüßt zu haben."

„Vor Gottes Augen vielleicht, meine Tochter — aber nicht in den Augen der Menschen —" erwiederte der Pater salbungsvoll — und fuhr eiseskalt fort: „Sie wissen, das Schaffot wartet noch immer der Mörderin, davor kann keine Reue noch Buße retten. Uebrigens möchte wohl auch kein Richter geneigt sein, die Rache einer ertappten Ehebrecherin an ihrem Gatten eine That der Nothwehr zu nennen. Mit mir, schönste Freundin, müssen Sie nicht Komödie spielen wollen. Doch lassen wir das. Die Vergangenheit Ihnen zuweilen in's Gedächtniß zurückzurufen, wenn Sie am geneigtesten sind, sie zu vergessen, das ist, wie Sie wissen, mein

Auftrag, ihm nachzukommen meine Pflicht. Mich wie Sie fesselt das gleiche Band demüthigen Gehorsams gegen die Befehle der Oberen. So — das sprach der Profeß des Ordens Jesu, und nun, geliebte Freundin" — die schneidende Stimme ward wunderbar weich und sanft — „lassen Sie den demüthigsten und ergebensten Ihrer Freunde sprechen. — Wenn durch Ihre Mitwirkung das junge Mädchen in das Kloster gebracht ist, behalten Sie die freie Nutznießung des nach Abzug der bewußten reichen Mitgift übrig bleibenden, immer noch kolossalen Vermögens bis zu Ihrem Tode, der, wie ich hoffe, erst in allerfernster Zukunft nach langem, glücklichem Erdenwallen Ihnen nahen mag. Dabei wird vorausgesetzt, daß Sie bei dem wahrscheinlich baldigen — Sie verstehen mich, ich sage baldigen Tode Ihres Gatten einen von uns zu bezeichnenden weltlichen Affiliirten unseres Ordens zum Verwalter des Ihnen anheimgefallenen Erbes ernennen werden. Dieser Verwalter wird Sie in nichts beschränken, noch Ihren Neigungen irgendwie in den Weg treten. Sie werden völlig frei sein, zu leben wo es Ihnen beliebt und wie Sie wollen, und niemals wird auch nur der kleinste Dienst wieder von Ihnen gefordert werden. Was meinen Sie,

Schönste, ich denke, Sie dürfen mit dem Lohne zufrieden sein."

„Ich bin es, gewiß, und ich werde Alles aufbieten, um zu erreichen, was ich erreichen muß. Aber — wenn nun Alles vergeblich wäre, wenn es nicht gelänge?"

„Es muß, sage ich Ihnen, es muß! Die heilige Kirche bedarf dieses Vermögens und es muß ihr werden."

„Aber dennoch, Pater Giralomo, wer kann sagen, es muß dies, es soll das gelingen und seines Erfolges sicher sein? Meine eifrigsten Bemühungen können scheitern, ein Zufall kann mein Werk vernichten. Antonina kann sich weigern, wenn nicht jetzt, doch im letzten Augenblicke.

Sie wissen, jenes infame Document, daß ein Sproß des Hauses Valeri nur nachdem er das einundzwanzigste Jahr vollendet und vor zehn Zeugen die Freiwilligkeit seines Entschlusses eidlich erhärtet hat, in ein Kloster treten darf, ist heute so bindend als je und läßt kein Umgehen zu."

„Ja verflucht sei der Mann in alle Ewigkeit, der dies Document ersann! Verflucht der Fürst, der es durch seine Sanction für alle Zeiten bindend machte! Dies infame Document raubte der

Kirche schon viel. — Nun, Sie haben Recht, wer kann dem Zufall gebieten. Auch darauf müssen wir vorbereitet sein und wir werden es sein. Sollten unsere Mühen doch vergeblich sein, so giebt es noch andere Mittel. Antonina" — sein Ton ward heiser und die Worte schienen sich nur mit gewaltsamer Anstrengung seinen Lippen zu entringen — „müßte sterben." — Ich mußte meine Hand fest auf den Mund pressen, um den dumpfen Laut des Entsetzens zu ersticken, der sich in meiner Kehle empor drängte. Ich wußte, fanden die beiden Mörder mich hier, so war ich verloren und Antonina ihres letzten, jetzt noch einzigen Schutzes beraubt, sie würden mich ohne Bedenken ermordet haben, um sich mein Schweigen zu sichern.

Nach einiger Zeit erst vermochte ich wieder zu lauschen. Zwar hörte ich noch mehr, doch" — ein Seitenblick streifte Angela's bleiches, bestürztes Gesicht und kehrte dann wieder zu mir zurück — „das gehört nicht hierher" — brach sie ab.

Die tiefe Röthe, welche bis zu ihrer Stirn emporstieg, und jener Blick erklärte mir deutlich genug, was sie verschwieg.

Nach kurzer Pause sprach sie weiter: „Erfüllt

vom tiefsten Abscheu und namenlosen Entsetzen über das Gehörte, wankte ich langsam nach meinen Zimmern zurück. Ich betrat das gemeinschaftliche Schlafgemach nicht wieder, an Ruhe war für mich ja doch nicht zu denken, so verbrachte ich im tiefsten, angestrengten Nachdenken die Nacht. Am Morgen war ich mit mir einig, mein Plan fertig. Inbrünstig flehte ich zu Gott, daß er gelingen möge. Gestärkt erhob ich mich, beseelt von dem festen Glauben, daß der Höchste, wie seine Hand mich im rechten Augenblicke hinzugesandt hatte, um die Pläne jener Elenden zu erfahren, mich auch mit seiner Gnade begleiten und stützen werde auf dem Wege, den ich gehen mußte, um Antonina zu retten. Meine Mutter hatte wohl Recht, als sie, die doch in Person die treueste Bekennerin der Wahrheit war, mir den Weg der Verstellung und des Truges als den einzigen bezeichnete, der zur Rettung führen könne. Ich mußte diesen Weg wandeln, nur er konnte zum Ziele führen. Nur mit den eigenen Waffen durften die im Dunkel schleichenden Verbrecher bekämpft, nur mit ihnen konnten sie besiegt werden. Ach, gekämpft habe ich redlich, wohl auch gesiegt, doch immer wieder unterliegend, muß ich mir nun heute in Ihnen, Herr

Graf, einen Bundesgenossen suchen, sonst entgeht mir am Ende doch noch der beste Theil des Sieges und das Verbrechen triumphirt —" wandte sie sich direct an mich.

Mit der einen Hand Angela an mein Herz drückend, reichte ich ihr die andere, indem ich sagte: „Dieser Bundesgenosse, Signora, weiht dem Ziele, das Sie verfolgen, Gut und Blut und schwört bei dem Gott da droben, so lange er lebt, niemals davon abzulassen!"

Sie drückte mir die Hand und sprach weiter: „Gestählt gegen Alles ging ich den kommenden Ereignissen entgegen.

Wie immer an unserem Geburtstagsfeste wurden wir von dem Marchese sowohl wie von seiner Gemahlin reich beschenkt, dann rief der Marchese Antonina nach seinem Zimmer ab und ich ging in das meine, klopfenden Herzens erwartend, was sich ereignen werde. Ich hatte es nicht gewagt, Antonina auf das, was ihrer harrte, vorzubereiten, und so war die Arme ahnungslos von mir gegangen. Daß sie nicht einwilligen werde, wußte ich gewiß, denn sie hatte einen Abscheu vor allem Zwange und Niemand weniger Klosterberuf als sie. Bald stürzte sie denn auch in Thränen aufgelöst, verzweifelnd,

vor dem Uebermaß des Kummers sprachlos, zu mir herein. Es dauerte lange, bis sie unter meinen Zureden, meinen Liebkosungen so weit ruhig ward, um mir mitzutheilen, was geschehen. Wie ich erwartet, hatte sie sich auf das Entschiedenste geweigert und schließlich gedroht, sich zu tödten, wenn der Vater sie zwingen wolle, den Schleier zu nehmen. Darauf war der Marchese, der, wie zu erwarten stand und wie unsere Feinde nur zu gut wußten, nachdem er einmal seinen Willen ausgesprochen, auf das Hartnäckigste dabei stehen bleiben und durch jeden Widerspruch nur immer hartnäckiger werden würde, wüthend geworden, hatte Antonina ein ungerathenes Kind genannt und nun seinerseits gedroht, sie zu verfluchen, wenn sie sich seinem Willen nicht füge. Seine übermäßig erhobene Stimme hatte die Marchesa herbeigebracht, die dazwischen getreten war und Antonina befohlen hatte, das Zimmer zu verlassen, nachdem sie ihr zugeflüstert, sie solle sich nur nicht grämen und die Beschwichtigung, vielleicht die Umstimmung des Vaters nur ihr überlassen. Antonina versicherte mir, daß sie darauf wenig gäbe und, sie wisse zwar nicht warum, doch mit Gewißheit überzeugt sei, die Marchesa dächte nicht daran, zu ihren Gunsten zu sprechen, was

auch, wie sie ihren Vater kenne, nichts nützen würde. Schließlich hob sie die Hand empor und schwor mit einer Leidenschaft, die mich erschreckte, daß sie niemals freiwillig in's Kloster gehen und, dazu gezwungen, sich eher auf diese oder jene Weise tödten werde. Ich bat sie um Gottes willen still zu sein und eilte zur Thür, um nachzusehen, ob wir etwa belauscht würden. Das war glücklicherweise nicht der Fall, und ich zog sie sogleich in das innere Zimmer, wo wir davor geschützt waren. Hier ließ ich sie versprechen, sich ganz meiner Leitung zu überlassen, Alles zu thun und zu sagen, was ich für gut halte und versprach ihr dafür, sie gewiß vor dem Kloster retten zu wollen. Sie sollte sich unter dem Vorwande, krank zu sein, in ihr Zimmer einschließen und Niemand öffnen als mir. Sie versprach es, aber — plötzlich hielt sie mitten in unseren Besprechungen inne, warf einen Blick auf die Pendule, trat vor den Spiegel, ordnete rasch ihr Haar, hauchte auf ihr Tuch, um es gegen die Augen drückend die Spuren der Thränen zu verwischen, nahm Hut und Handschuhe und sagte zu mir, die ich ihr in sprachloser Ueberraschung zugesehen: „Komm, Maria, laß uns gehen."

„Wohin, Liebe?"

„Hast Du das wirklich vergessen?“ fragte sie zurück. „Mario wartet“ — setzte sie hinzu, und ein reizendes, verschämtes Lächeln umspielte ihre frischen Lippen. Ich erstaunte, war sie so weit schon gekommen, um jenen Mann, den sie gestern zum ersten Mal erblickt, bei seinem Taufnamen zu nennen? Das überraschte mich mehr, als ich sagen kann, und ich mußte an des großen Shakespeare's Meisterwerk Romeo und Julia denken. Ich hatte die Plötzlichkeit der Liebe dieser Beiden stets für höchst unnatürlich und das mehr wie halbe Entgegenkommen Juliens für unzart und unweiblich gehalten. Hier sah ich vor meinen Augen das nämliche sich begeben, und doch fiel es mir nicht im Traume ein, meine schwesterliche Freundin, die so zartfühlend und von echter Weiblichkeit beseelt war wie irgend ein Mädchen, deshalb dieser Zierden des weiblichen Geschlechtes für baar zu halten. Ich sah eben verwundert zwar, aber doch verständnißvoll der Liebe zwingende Gewalt vor Augen.

„Laß ihn warten“ — entgegnete ich — „Du hast Dich meiner Führung überlassen und ich werde Dir nicht gestatten, ihn heute zu sprechen, ja, dies darf überhaupt hier unter keiner Bedingung mehr stattfinden.“

Sie fuhr heftig auf und wollte sprechen — doch ich verhinderte dies, indem ich sagte: „Schweig, Antonina, und sage mir dann, ob Du glaubst, daß ich Dich liebe, daß Dein Glück mir höher gilt als das meine, und daß ich Alles, mein Leben selbst willig opfern würde, um Dich vor einem Unglück wie dieser lebendige Tod im Kloster zu retten?“

„Ja, ja! Das glaube ich! Das weiß ich, meine geliebte Maria!“ rief sie, mir um den Hals fallend.

„Nun wohlan, so beweise dies durch Deine Fügsamkeit. Der Cavaliere mag heute umsonst warten, es wird ihm nicht schaden. Morgen will ich ihn sprechen, und wenn ich dann zu Dir trete und Dir sage: „Vergiß diesen Mann, meine Schwester, er ist Deiner nicht würdig“, so erwarte ich, daß Du auch hierin mir gehorchst.“

„Nein, nein! Das nicht, das kann ich nicht mehr! Denn, o Maria, ich liebe ihn!“ rief sie, mir ihre Hände wie um Erbarmen flehend entgegenstreckend. Ich nahm diese lieben, kleinen Hände zwischen die meinen und Antonina näher ziehend sagte ich eindringlich:

„Das weiß ich, mein Herz, aber dennoch müßtest Du es in diesem Falle versuchen, und ich

bin gewiß, es würde Dir gelingen, denn kein edles Mädchen liebt auf die Dauer einen unwürdigen Mann. Doch ich hoffe, ja ich flehe zu Gott, daß er Deiner würdig sei und ich Dir sagen kann: „Antonina, folge mir weiter wie bisher, und er soll Dein Gatte werden". Jetzt, Liebe, geh' in Dein Zimmer und öffne Niemand als mir. Später sollst Du mehr wissen, doch jetzt drängt die Zeit." — Sie gehorchte, und ich raffte Hut und Handschuhe zusammen, um mich eiligst auf den Weg nach dem Hügel zu machen, wo der Principe gewiß schon lange wartete. So war es. Unvorsichtig genug trat er mir schon am Fuße desselben entgegen, und seine erste ungeduldige Frage galt Antonina, nachdem er sich kaum Zeit genommen mich zu begrüßen.

„Sie ist auf meinen Wunsch heute zurückgeblieben!" erwiederte ich ruhig. Er sah mich überrascht an, erlaubte sich jedoch keine Frage, erklärend fügte ich hinzu: „Ich beabsichtige nicht, Ihnen die Gründe meines Wunsches vorzuenthalten. Es ist vor Allem der, zuerst mit Ihnen allein zu sprechen. Obgleich nur die Tochter eines armen Künstlers, wurde ich mit der Marchesina doch völlig auf gleichem Fuße erzogen, sie gewährt mir schwesterliche Rechte, und ein

einer Sterbenden geleisteter Schwur verpflichtet mich, überall wo nöthig, als Schutzgeist der Freundin aufzutreten.

Kraft dieser Rechte und Pflichten frage ich nun Sie, Cavaliere Mario del Layo, Principe d'Azeglio, mit welchen Absichten sind Sie heute wieder hierhergekommen, um die Marchesina di Valeri, die Sie gestern kennen gelernt, zu sprechen?"

Mit einem Eifer und einer Offenheit, die mich ganz für ihn einnahmen, erwiederte er: „O darüber dürfen Sie ganz ruhig sein, Signorina Maria, ich komme mit den ehrenhaftesten Absichten: Ich wünsche mich um die Liebe der Marchesina zu bewerben und sie um Erlaubniß zu bitten, bei dem Marchese, ihrem Vater, ihre Hand zu fordern."

„Das erwartete ich —" versetzte ich befriedigt — „doch Sie verzeihen wohl meiner Ihnen vorher dargelegten verantwortlichen Stellung das scheinbare Mißtrauen, welches Ihnen auszusprechen die Verhältnisse mich zwingen. Mit was werden Sie mir beweisen, daß Sie wirklich der sind, als welchen Sie sich uns vorgestellt?"

Ein tiefer Schatten des Unmuthes flog über die hohe, offene Stirn und ein Blitz des Zornes

zuckte aus den dunklen Augen. Doch nach einem Momente der Ueberlegung sagte er, einen Brief aus seinem Portefeuille nehmend, mit gütigem Lächeln: „Sie sind vorsichtig, Signorina Maria, doch kann ich das bei Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt nur billigen. Sehen Sie für heute diesen eigenhändigen Brief des Prinzen Fernando an mich, als Beweis meines Standes an. Morgen will ich, wenn Sie die Güte haben wollen, wieder hier mit mir zusammen zu treffen, Ihnen meine Familienpapiere und, wenn Sie es wünschen, auch die schriftliche Einwilligung meiner Mutter zur Bewerbung um die Marchesina vorlegen."

Ich hatte einen Blick auf die Ueberschrift und die Unterschrift des, das königliche Siegel tragenden Briefes geworfen, er überzeugte mich hinlänglich von der Vertraulichkeit des königlichen Schreibers mit dem Besitzer. Ohne weiter den Inhalt zu beachten, gab ich ihn zurück und rief erschrocken: „Nein, um der Madonna willen! Thun Sie das Letztere nicht, Principe Mario, tiefes Schweigen allein kann Sie zum Ziele führen!"

„Warum?" — fragte er erstaunt. — „Glauben Sie, daß meine Mutter —"

„Fragen Sie mich nicht, ich kann, ich darf

Ihnen nicht mehr sagen als dies! Wenn irgend Jemand außer Ihnen und mir wüßte, daß Sie Antonina kennen, daß Sie hoffen, sie als Ihr Weib zu gewinnen, so ist Alles, Alles verloren. Nichts könnte, wenn eine Person dies erführe, uns retten. Glauben Sie mir und schweigen Sie um Antonina's Leben willen."

Ich war in einer so tödtlichen Angst, daß ich ihm beinahe zu Füßen gefallen wäre, wenn er es nicht verhindert hätte. Wir trennten uns, nachdem ich mit ihm die Stunde der morgenden Zusammenkunft verabredet hatte.

Ich verfügte mich, zu Hause angekommen, augenblicklich nach den Zimmern der Marchesa. Glücklicherweise war sie allein, denn den scharfen Augen des Pater Giralomo gegenüber, würde mir mein erstes Debüt in der schweren Kunst der Heuchelei wohl noch schwerer geworden und vielleicht darum nicht so vollständig geglückt sein. Die Marchesa empfing mich zwar etwas erstaunt — da ich nie unaufgefordert vor ihr erschienen war, aber wie immer überaus freundlich. O, wie zuckte meine Hand vor der Berührung der ihrigen zurück, mit der sie mich neben sich auf das Ruhebett, das sie einnahm, niederzog. Allein ich wußte mich zu beherrschen, und mein hohes

Ziel im Auge, dankte ich ihr in den verbindlichsten Ausdrücken noch einmal für all' die schönen Geschenke, die ich heute wieder von ihrer Güte erhalten, sprach von dem tiefen Danke, den ich ihrem Gemahl, dem Marchese, schulde, und den ich nicht besser abzutragen hoffen dürfe, als indem ich hiermit komme, um meine thätigste Mithilfe zu versprechen, um Antonina dem Willen des Vaters geneigt zu machen. Die Marchesa war auf das Angenehmste überrascht und ganz Feuer und Flamme bei meinem verrätherischen Anerbieten, sie schätzte augenscheinlich diesen unerwarteten Beistand für ihre Pläne hoch. Sie umarmte mich sogar vor Freude. Ach, wie schwer ward es mir, diese Umarmung geduldig, ja mit der Miene höchster Befriedigung zu ertragen und die Lobsprüche anzuhören, in denen sie unerschöpflich schien. Das elende Weib hielt mich ohne Weiteres für schlecht genug, um so schmählich zur Verrätherin an der schwesterlichen Freundin zu werden. Sie suchte, sie fragte nicht einmal nach dem Beweggrunde meines Anerbietens, den ich vorsichtig in Bereitschaft hielt, berechnet für die niederen Naturen, mit denen ich zu thun hatte. Pater Giralomo, das wußte ich, würde vorsichtiger sein. Da es mir nun aber

nur lieb sein konnte, bei Darlegung meines vorgeblichen Beweggrundes den Pater nicht dabei zu haben, so sagte ich ihr ihn unaufgefordert.

Ich machte für das Versprechen meiner Hilfe die Bedingung, niemals von Antonina getrennt, sondern vielmehr mit ihr zugleich in das Kloster gegeben zu werden, in welches ich auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit ihr einzutreten wünsche. Die Marchesa bedachte sich keinen Augenblick, mir die Erfüllung dieser Bedingung zuzusichern, mit der, wie sie genau wisse, auch der Marchese ganz und gar einverstanden sein und die Pater Giralomo nicht minder billigen werde. Ich wußte wohl, daß ich bei ihr auf keinen Widerstand stoßen werde, denn die Erfüllung meiner Bedingung war leicht genug, da das Kloster sich gewiß nicht weigern würde, für die sicher ungewöhnlich reiche Mitgift Antonina's auch mich mit in den Kauf zu nehmen. Nicht so sicher war ich der Billigung des Pater Giralomo und sie schien trotz ihrer gegentheiligen Versicherung meine Ansicht zu theilen, denn statt, wie ich erwartete, zuerst den Pater von meinem Anerbieten zu benachrichtigen, führte sie mich zu dem Marchese. Hatte er mir die Erfüllung meiner Bedingung gewährleistet, so mochte der Pater

dagegen intriguiren wie er wollte, der hartnäckige Mann hätte eher seine Absicht, Antonina in ein Kloster zu schicken, aufgegeben, als mir sein einmal gegebenes Wort gebrochen. Mir konnte diese Abänderung des erwarteten Ganges der Folgen meiner beginnenden Intrigue, nur angenehm sein, denn sie erleichterte mir meine Arbeit bedeutend und hob die Schwierigkeit, die Einwilligung des Paters in meine ferneren Wünsche zu erlangen.

Nachdem der Marchese mit mir die gegenseitigen Versprechungen ausgetauscht, ging ich an die weitere Ausführung meines Planes, indem ich vorstellte, daß Antonina zuerst völlig den gewohnten Umgebungen entrückt, mehr auf sich selbst angewiesen und an Nachdenken und Einsamkeit gewöhnt werden müsse, damit mein Zureden Wurzel fassen und sie mit der ihrer harrenden Bestimmung auszusöhnen vermöge.

Zu diesem Zwecke schlug ich vor, uns zur Villegiatura in ein einsames Gebirgsdorf, wo der Marchese eine große Meierei besaß, zu senden, und vermaß mich, Antonina dort so lange zu bearbeiten, bis sie einwillige, sich dem väterlichen Willen zu fügen.

Der Marchese, dessen Zorn schon verraucht

war, besiegt von der Liebe zu der Tochter, wollte nichts davon wissen, sich schon jetzt von ihr zu trennen, und meinte, wenn mein Zureden Erfolg verspreche, so würde dieser auch hier zu erwarten sein. Allein die Marchesa, entzückt, die überflüssige Stieftochter schon jetzt los zu werden, auch wohl von anderen geheimen Gründen bewogen, stand mir so erfolgreich bei, daß ihr Gemahl sich nicht nur fügte, sondern sich auch niedersetzte, um an den Pachter zu schreiben, damit er die Zimmer des Herrschaftshauses für uns in Stand setzen lasse, denn wir sollten schon zwei Tage später abreisen. Die Begleitung der Zofe Antonina's lehnte ich ab, weil ich der Person nicht recht traute. Die Frau des Pächters, Katharina Morlachi, eine frühere Zofe der verstorbenen Marchesa, genügte mir, wenn ich einer Hilfe bei der Toilette Antonina's bedurfte, die ich oft genug zum Vergnügen besorgt hatte. Da ein Diener uns begleiten mußte, so wählte ich den taubstummen Marco, der, ein Liebling Antonina's, sich trotz seines Gebrechens durch besondere Anstelligkeit und Brauchbarkeit auszeichnete. Ich war wegen dieser Beiden wirklich in Sorge gewesen, denn wie ich die wahrscheinlich ungetreue Zofe nicht brauchen konnte, eben so dringend be-

durfte ich Marco's, auf dessen Hilfe wir sicher rechnen durften. Doch wider Erwarten war die Marchesa damit zufrieden, sie meinte gewiß meiner so sicher zu sein und in dem einsamen Gebirgsneste durchaus nichts fürchten zu müssen, so daß sie keinerlei Vorsichtsmaßregeln für nöthig hielt.

Zufrieden ging ich zu Antonina zurück, ihr vorerst nichts weiter als die hochwillkommene Kunde, daß wir Neapel verlassen und nach der Meierei bei Stelvio übersiedeln würden, zu bringen. Dann fügte ich das Versprechen bei, wenn Mario sich so erweise, wie ich es hoffe, so solle er uns dorthin nachfolgen. Darauf instruirte ich sie, wie sie sich dem Marchese, seiner Gemahlin und vorzüglich Pater Giralomo gegenüber verhalten solle, und hatte in der Folge Ursache, mit ihrem Gehorsam sehr zufrieden zu sein.

Am Abend dieses ereignißvollen Tages erfuhr Pater Giralomo die getroffenen Verabredungen und Anordnungen. Er wüthete, wahrscheinlich glaubte er den Anblick Antonina's nicht entbehren zu können, so lange er noch in dem Schlosse verweile, was übrigens für jetzt nicht mehr auf lange der Fall sein konnte, da er nach Rom reisen mußte. Wenigstens glaubte ich, daß dies

der eigentliche Grund seines Widerstandes war, da ich mich überzeugte, er hege keine Spur des Mißtrauens gegen mich, sondern glaube, Dank meiner wirklichen Frömmigkeit und der eifrigen Befolgung der Religionsformeln von meiner Seite, ohne Weiteres an meinen Geschmack für das Klosterleben, woraus er den Wunsch folgerte, mit meiner Freundin zugleich einzutreten und damit der ausgezeichneten Stellung, welche solcher vornehmen und reichen Himmelsbraut gebührt, theilhaftig zu werden. Wie erzürnt er auch war, die Marchesa schien ihm auf diesem Gebiet gewachsen zu sein, denn nachdem sie sich länger als eine halbe Stunde mit ihm zurückgezogen, erschienen sie sehr einig wieder, und Pater Giralomo selbst sagte mir, daß er in Alles willige, lobte meine Frömmigkeit, sprach sein Vertrauen in meinen Eifer für die heilige Kirche aus, zeigte mir in der Ferne dieselbe Lockspeise, mit welcher man Angela jetzt zu ködern sucht, indem er mir die Möglichkeit, dereinst die Herrscherin des Klosters zu werden, vorspiegelte, und gab mir schließlich mit höchst salbungsvollen Worten seinen Segen.

Die Marchesa umarmte und küßte mich, und endlich war ich entlassen und durfte die Ruhe

suchen, deren ich nach dieser letzten und schwersten Prüfung meiner Standhaftigkeit nur allzu sehr bedürftig war.

Am folgenden Morgen legte mir der Principe seine Familienpapiere vor und gab mir Ausweis über sein Vermögen, das mit Antonina's dereinstigem Erbe verglichen — freilich nur klein, aber bei einiger Einschränkung doch immer zu standesgemäßem Leben ausreichend war. Nachdem ich ihm hierauf den künftigen Aufenthalt Antonina's bezeichnet hatte, nahmen wir die nöthigen Verabredungen für die Zukunft.

Er sollte officiell nach Deutschland abreisen, einige Tagereisen weit aber umkehren, um in Stelvio unter dem Incognito eines Malers einzutreffen und dort unter dem Vorwande seiner Studien leben.

Als Antonina diese getroffenen Verabredungen erfuhr, kehrte mit der sichern Hoffnung einer glücklichen Zukunft an der Seite des Geliebten, Ruhe und Friede in ihr Herz zurück.

Wir reisten ab, und wie ich gehofft hatte, fand ich in der Pächterin Katharina Morlachi, die noch mit großer Liebe an dem Andenken der verstorbenen Herrin hing, die eifrigste Helferin, als ich es wagte, sie in mein Vertrauen zu ziehen.

Sie und ihr Mann schworen Alles zu thun, was geeignet war, die Marchesina vor dem Kloster zu retten. Marco war ebenfalls schnell gewonnen und so wurde es mir nicht schwer, Alles so einzurichten, wie es geschehen mußte, um selbst Spione, mit denen man uns ja auch hier möglicherweise umgab, zu täuschen.

Von der Meierei eine Viertelstunde entfernt lag eine kleine Kapelle, welcher ein alter, halbblinder Kaplan vorstand.

In dieser Kapelle brachte Antonina länger und länger ihre Zeit zu. Der Kaplan sah sie wenigstens an seinem Fenster vorüber hineingehen und wieder herauskommen, wobei sie niemals verfehlte, sich durch ehrfurchtsvollen Gruß ihm bemerkbar zu machen. Da er sie nun in meiner Gesellschaft täglich der Messe beiwohnen und wöchentlich bei sich zur Beichte kommen sah, so zweifelte er nicht, daß sie ihre Zeit in der Kapelle nur mit Beten zubrachte, obgleich er viel zu bequem war, um die steilen Stufen, welche zur Kapelle hinaufführten, ohne Noth zu steigen und sich einmal von der eifrigen Frömmigkeit seines Beichtkindes zu überzeugen, dessen Lob fortwährend von seinen Lippen floß. Er war ein guter, frommer Mann, nur etwas gar zu bequem, und

es machte uns wirklichen Schmerz, auch ihn täuschen zu müssen. Doch blieb uns nichts Anderes übrig. Er durfte nicht ahnen, daß Antonina jene Stunden, während welcher er sie in die andächtigsten Gebete versunken wähnte, in der Gesellschaft eines jungen Mannes zubrachte, der mit mir in dem dichten Gebüsch hinter der Kapelle ihrer harrte. Antonina verließ das Gotteshaus durch eins der hinter dem Altare sich fast bis zur Erde erstreckenden Fenster und kehrte durch dasselbe wieder dahin zurück.

Der Principe machte, wie ich erwartet hatte, rasche Fortschritte in Antonina's Herzen, schon nach kurzer Zeit willigte sie ein, sein Weib zu werden. Er war bereits im Besitze eines Dispenses und besaß das Versprechen eines Jugendfreundes, der Weltpriester war, seine Ehe einzusegnen. Der Priester kam und die Trauung ward in Gegenwart der Eheleute Morlachi, Marco's und der meinen vollzogen, ohne daß der Kaplan ahnte, zu was seine Kapelle benutzt worden war. Der Trauschein ward in drei Exemplaren ausgefertigt. Eins nahm der Principe an sich, das andere erhielt Morlachi zur Aufbewahrung und das dritte ward an einem

Orte vergraben, den nur der Principe und ich kennen.

Das Glück begünstigte uns fortwährend. Niemand sah die jungen Gatten je zusammen. Unsere Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich überall als ausreichend.

So lebte Antonina in der tiefsten Verborgenheit ein Leben unaussprechlichen Glückes, und ich war nicht minder glücklich als sie, da ich mir sagen durfte, meine Aufgabe bisher gut gelöst zu haben.

Vor der Hand machte uns die Zukunft wenig Sorge. In meinen Briefen an die Marchesa bat ich um immer weitere Verlängerung unserer Villegiatura, da es mir noch nicht ganz gelungen sei, Antonina's Einwilligung zu erhalten. Immer wieder erhielt ich sie und zwar mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß, wenn Antonina's Einwilligung auch noch nicht erlangt sei, sie doch gewiß erfolgen werde, da der immer längere Besuch der Kapelle doch sicher als günstiges Zeigen steigender Frömmigkeit und Hingebung an die Kirche aufzufassen sei. Da war ja der Beweis, daß man uns auch hier nicht aus den Augen lasse, und dieser Beweis erleichterte mir unendlich das bittere Gefühl von Scham, welches

mich fortwährend über das Gewebe von List und Trug, das ich entworfen und auszuführen begonnen hatte, peinigte. Mochte ich mir auch tausend- und tausendmal sagen, daß ich nur in solcher Weise Antonina zu retten vermöge, so ward ich die Selbstvorwürfe doch nimmer los.

In unserer Sicherheit traf uns plötzlich ein Brief der Marchesa wie ein Blitzstrahl. Er kündigte ihre nahe Ankunft in Begleitung des soeben von Rom zurückgekehrten Pater Giralomo an. Hatte man Mißtrauen oder wollte man sich nur persönlich von meinen Fortschritten bei Antonina unterrichten? Ruhiges Nachdenken sagte uns, daß nur das Letztere anzunehmen sei, denn sonst würde man sich nicht angekündigt, sondern uns plötzlich überrascht haben.

Die Gefahr dazu war ohnedem nahe genug, denn es war durchaus nichts in dem Briefe über das Datum der Abreise gesagt, die Betreffenden konnten dem Briefe auf dem Fuße folgen.

Jetzt war dringendste Eile nöthig. Ich verwünschte meine Sicherheit und die daraus hervorgehende Nachgiebigkeit gegen Antonina's Bitten und gegen mein eigenes thörichtes Herz. Ich hätte schon längst auf der Flucht der Gatten

bestehen sollen, doch Antonina schob sie immer wieder auf, wenn ich davon zu reden begann. Es wurde uns gar zu schwer, uns zu trennen. Und doch mußte ich darauf bestehen, da bei der Natur ihrer Feinde mein Bleiben Nothwendigkeit war, wenn ich hoffen wollte, ihr theures Leben auch in Zukunft zu beschützen. Ach, ich sollte erst noch lernen, daß jesuitischen Ränken gegenüber die aufopferungsvollste Treue, die äußerste Vorsicht und Klugheit sich als machtlos erweist.

In Sturmeseile vollendete der Principe seine Anstalten, die längst vorbereitet waren.

Am Abend machten wir, das heißt Antonina und ich, einen Spaziergang, von dem wir nicht zurückkehrten. Die Nacht durchreisend, erreichten wir vor der Morgendämmerung die Küste, und nun galt es zu scheiden. Fragen Sie mich nur nicht wie. Noch heute gedenke ich mit tiefem Schmerz dieses herzzerreißenden Abschiedes. Der Principe trug endlich seine ohnmächtige Gattin in das Boot, das ihrer harrte. Ich sah Antonina hinauftragen auf die Yacht Lord Windermeere, welche dieser seinem Freunde Mario zur Verfügung gestellt hatte, sah die Yacht mit dem ersten Sonnenstrahl ihre Segel gleich Flügeln

entfalten und mir die Theure entführen. Ich sank zu Boden, mir war, als müsse ich Abschied vom Leben nehmen für immer.

Als ich mich ein wenig erholt hatte, traf ich mit dem zu mir zurückgekehrten Schiffer, unserem Führer bis hierher, meine Vorbereitungen. Ich brachte meine Kleider in Unordnung, zerriß sie theilweise, zerraufte ein wenig mein Haar, ließ mir Hände und Füße binden und ein Taschentuch in den Mund stecken.

Darauf entfernte sich Giuseppe, unserer Führer, und ich erwartete nun ungeduldig die Zeit, bis man mich finden werde, was voraussichtlich sehr rasch geschehen mußte, da die zum Fischfange bereitstehenden Boote der Fischer ihre Führer ganz in meiner Nähe erwarteten. Nicht lange dauerte es, bis ich um die Biegung des Felsens, welcher meinen Augen das Fischerdorf verbarg, die ersten Männer auf mich zukommen sah.

Genug, meine Absicht, als hilfloses Opfer einer gewaltsamen Entführung meiner Freundin hier zurückgelassen worden zu sein zu gelten, gelang vollständig.

Ich ward nach der Meierei zurückgefahren, wo ich erkrankte und sorgsam von Katharina gepflegt das Bett hüten mußte. Sie trug Sorge,

die stattgehabte Entführung und mein Wiederauffinden sofort an den Marchese zu melden. Doch Marco, der mit dem betreffenden Briefe abgesendet wurde, stürzte mit dem Pferde, vermochte in der Umgegend kein anderes aufzutreiben und war genöthigt, zu Fuß in die Meierei zurückzukehren. Mit alledem hatten die Fliehenden drei Tage Vorsprung erhalten.

So war Alles auf das Beste eingerichtet und die Nachforschungen, welche Morlachi mit seinen Leuten unter einem möglichsten Aufwande von Umständlichkeiten und Lärm veranstaltete, führten nicht zu dem geringsten Resultate. Ich ließ die Obrigkeitsperson von Stilvio kommen und trieb den Mann zu den eifrigsten Nachforschungen an. Leider wußte ich nur gar zu wenig, was ihn auf die Fährte der unbekannten Räuber hätte führen können. Ich konnte nur aussagen, daß die Marchesina und ich von fünf maskirten Räubern angefallen, gebunden, geknebelt und fortgeschleppt wurden. Darüber hatte ich die Besinnung verloren und wußte nicht, wie ich an die Küste gekommen, noch was aus der Marchesina geworden war.

An der ganzen Geschichte war nichts wahr als meine Thränen, welche dem Trennungs-

schmerze und der unabweisbaren Ahnung, daß wir uns nie wiedersehen würden, flossen.

Es war eine schlimme Stunde, die ich nach der Ankunft der Marchesa und des Paters verlebte. Beide waren ahnungslos von dem Geschehenen, denn Marco hatte sich wohl gehütet, ihnen in den Weg zu kommen. Nie werde ich den Wuthausbruch des Paters über das Geschehene vergessen. Wahrscheinlich habe ich mein Leben allein der Marchesa zu danken, denn ohne sie hätte er mich in seiner schrankenlosen Leidenschaft erwürgt. Noch eine Woche nachher waren die blutunterlaufenen Spuren seiner gewaltthätigen Fäuste auf meinen Schultern und Armen sichtbar, in denen sie sich wie die Fänge eines Geiers einkrallten, als er mich packte und mich schüttelnd, als wolle er den Geist vom Körper trennen, Schaum vor dem Munde, mir den Befehl zubrüllte, den Aufenthalt der Marchesina zu entdecken.

Die Marchesa riß ihn von mir zurück und es gelang ihr, ihn zur Vernunft zu bringen. Wie ich es angefangen, den nun folgenden Kreuz- und Querfragen gegenüber unverwirrt bei meiner einfachen Geschichte zu bleiben, weiß ich heute noch nicht. Genug, es gelang mir unter Gottes

gnädigem Beistande. Ich war nach diesem folternden Verhör vollständig in des Paters Meinung rehabilitirt, er glaubte in mir das schuldlose Opfer eines Verbrechens zu sehen.

Er trat nun selbst an die Spitze der Nachforschungen, die mit unerhörter Energie aufgenommen wurden. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß das gleichzeitige Verschwinden des jungen Malers aus Stilvio Aufsehen erregen mußte. Da jedoch Niemand ihn mit uns zusammen erblickt und ich entschieden in Abrede stellte, je einen Mann, welcher der Beschreibung, die man mir höchst eifrig von ihm entwarf, in unserer Nähe bemerkt zu haben, so wußte man nicht, was man davon denken solle und gab es endlich auf, hier einen Zusammenhang mit Antonina's Entführung entdecken zu wollen.

Ebenso erging es mit den durch alle Schlauheit eines Jesuitenkopfes geleiteten Nachforschungen, sie brachten wie die früheren durchaus kein Resultat. Antonina war verschwunden, spurlos, wie von der Erde eingeschluckt.

Der Schiffer Giuseppe, der einzige Fremde, welcher uns hätte verrathen können, war einestheils zu gut belohnt worden, um nicht aus Dankbarkeit zu schweigen, und anderntheils haßte

er mit der ganzen Intensivität eines Italieners die Jesuiten. Einer dieses verfluchten Ordens hatte die Schwester Giuseppe's, ein blühendes Mädchen von fünfzehn Jahren, in's Unglück gebracht, so schwieg Giuseppe aus Haß.

Verzweifelnd an einem besseren Erfolge, brach der Pater endlich seine Nachforschungen ab und reiste uns voraus, um, wie er sagte, dem verlassenen Vater den Trost der Kirche zu bringen.

Die Marchesa folgte mit mir in kleinen Touren, denn ich war wirklich zu leidend, um eine so große Anstrengung, wie das Reisen bei einer Wärme von achtunddreißig Grad Reaumur war, lange aushalten zu können.

Endlich langten wir an, und man empfing uns mit der Nachricht, der Marchese sei vom Schlag gerührt vor wenig Stunden gestorben.

Ich stieß einen Schrei des Schmerzes und Entsetzens aus, aber die Marchesa war ohne einen Laut wieder zurück in die Wagenkissen gesunken. So weit es mir meine tiefschmerzliche Bestürzung erlaubte, betrachtete ich sie mit prüfendem Blick. Sie war erregt, aber es war nicht Schmerz, sondern Ueberraschung, Entsetzen, Neugier und Furcht prägten sich wechselnd in rascher

Folge auf den bewegten Zügen ihres Gesichtes aus.

Mir selbst wollte man später unter dem Vorgeben der Sorge für meine ohnehin angegriffene Gesundheit, den Zutritt zu der Leiche verwehren; doch ich erzwang ihn mir. Als ich an das Sterbebett trat, war ich — wie ich glaubte, allein. Ich sank nieder neben dem Lager meines väterlichen Freundes und betete unter heißen Thränen für die Ruhe seiner Seele. Ich litt furchtbar in jenem Augenblicke, denn trug ich nicht die Schuld an seinem Tode? — Nach längerer Zeit erhob ich mich und hob das Tuch empor, welches das Antlitz der Leiche bedeckte. Die Züge waren freundlich, schmerzlos schien der Tod genaht zu sein. Ich beugte mich über den Todten, um mit einem Kusse auf seine Stirn Abschied zu nehmen. Da fuhr ich bestürzt zurück, um mich im nächsten Augenblick wieder tief auf die Leiche niederzubeugen. Mir war eine Geschwulst des linken Ohres und dessen Umgebung aufgefallen. Ich untersuchte das Ohr genau und fand hinter demselben einen schwarzen Flecken von der Größe einer Linse, mitten durch denselben zog sich ein weißlicher Streifen wie ein Riß.

Ein fürchterlicher Argwohn durchzuckte meinen Kopf, entschlossen, den Arzt herbeirufen zu lassen, wendete ich mich ab, um das Zimmer zu verlassen.

Da machte mich ein leises Geräusch hinter mir aufmerksam, ich blickte mich um und erstarrte, dort, halb verdeckt von den seidenen Gardinen des Bettes, stand Pater Giralomo. Er war so bleich als die Leiche selbst, und seine mächtigen Augen waren mit einem brennenden Flammenblick auf mich gerichtet. Es lag eine blutige Drohung, aber auch etwas Beschwörendes, Warnendes darin.

Wie bezaubert durch diesen Blick, stand ich ihm sprachlos und unfähig, mich zu regen, gegenüber. Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht, ein Knarren der Thür löste den Zauber. Ich athmete hoch auf, meine Entschlossenheit, mein Muth kehrte zurück. Ich wendete mich und — befand mich dem soeben eingetretenen Hausarzt des Marchese gegenüber.

Signor Bartolomeo Bernini war als einer der gelehrtesten Aerzte bekannt und in der Familie Valeri hoch angesehen. Mir war der kleine Mann mit dem knochigen Gesicht, das von einer lederartigen gelben Haut überzogen war, mit den

unheimlich blitzenden, außerordentlich beweglichen Augen nie sympathisch gewesen, als Kind hatte ich ihn gefürchtet. Jetzt jedoch erschien er mir wie ein Bote des Himmels. Ich eilte ihm entgegen, und seine Hand ergreifend zog ich ihn zu der Leiche hin, indem ich rief: „O Signor Bernini, Sie sendet Gott! Haben Sie die Leiche schon gesehen?“

Ein leichtes Erbleichen flog über das gelbe Gesicht, die tiefen Mundwinkel zuckten und pfeilschnell flog ein blitzender Blick, war es ein Blick der Warnung oder der Beruhigung — das vermochte ich wegen der Schnelligkeit nicht zu unterscheiden — zu dem Pater hinüber. Doch die Stimme des gelehrten Mannes war vollkommen ruhig, als er entgegnete: „Allerdings, Signorina. Der Marchese war ja leider schon todt, als man mich herbeirief.“

„Haben Sie denn auch die seltsame Verletzung hinter dem linken Ohr bemerkt?“ fragte ich, das höhnische Lächeln des Paters mit einem ruhigen Blick ernster Würde erwiedernd; dann erwartete ich mit Spannung die Antwort des Arztes.

In demselben ruhigen Tone als vorher erfolgte sie.

„Natürlich, Signorina, wie sollte ich nicht?

Seltsam nennen Sie die Verletzung? Das kann ich nicht finden, nichts ist natürlicher. Der Marchese fiel, als ihn der Tod überraschte, gegen eine der eisernen Spitzen des Kamingitters. Das ist die einfache Ursache der Ihnen aufgefallenen Geschwulst."

Weit entfernt überzeugt zu sein bestärkte mich ein Aufleuchten des Triumphes in des Paters Gesicht nur in meinen Vermuthungen, und ich versuchte noch einmal zu sprechen. „Aber —" begann ich. — Da kehrte sich Bernini von der Leiche ab, zu welcher er getreten war, und mich mit einem Blick des Hochmuthes und der Geringschätzung messend, unterbrach er mich mit den Worten:

„Aber was, Signorina? Erlauben Sie sich vielleicht an meinem Wort zu zweifeln? Dann lassen Sie mich fragen, mit welchem Rechte? Sie kommen mir sonderbar vor. Hegen Sie irgendwelchen geheimen Hintergedanken, so sprechen Sie ihn offen aus. Doch muß ich Sie bitten, sich zu beeilen, da ich nicht viel Zeit habe und zwei meiner gelehrten Freunde erwarte, um die Obduction der Leiche vorzunehmen." — Sich an den Pater wendend, fügte er hinzu: „Hoffentlich wird die Marchesa nichts dagegen einwenden,

wenn der Doctor Vincentio und der Doctor Agricola mir bei der Section beistehen?"

Der Pater verneigte sich und ich war beruhigt. War Doctor Bernini vielleicht von den Jesuiten bestochen, so war doch nicht anzunehmen, daß jene beiden, als Männer von tadelloser Redlichkeit bekannten berühmten Aerzte sich im gleichen Falle befanden oder sich über die wahre Todesursache, die ich fast mit Gewißheit ahnte, würden täuschen lassen.

Ich wendete mich kurz ab und verließ das Zimmer. Während ich aber im Begriff war, mich in mein Zimmer zu begeben, fiel mir ein, daß Bernini mich möglicherweise getäuscht habe und vielleicht wohl ein paar Helfershelfer, aber nimmermehr jene beiden berühmten Männer erwarte, von denen er annehmen konnte, daß sie mir völlig unbekannt seien. Das war jedoch nicht der Fall. Bei Gelegenheit einer Gemäldeausstellung, die ich mit Antonina und meinem Vater besuchte, war ich beiden ihm bekannten Herren vorgestellt worden. Später hatte ich Doctor Agricola mehrere Mal wieder gesehen. Darüber nun in's Klare zu kommen, stieg ich hinab in das Erdgeschoß, um mich neben der Eingangshalle in einem Zimmer so lange aufzuhalten, bis

ich die von Bernini erwarteten Herren eintreten gesehen.

Das wurde mir jedoch unmöglich gemacht. Die Marchesa ließ mich rufen und bat mich, ihr Gesellschaft zu leisten, während die Aerzte an ihrem Gemahl ihr schauerliches Werk verrichteten.

Ich blieb, da ich keine gegründete Ursache anführen konnte, um ihr diesen an sich sehr natürlichen Wunsch abzuschlagen, am Fenster sitzen, wo ich eben so gut das Portal im Auge behalten und jeden Ein- oder Auspassirenden sehen konnte.

Es war um die Zeit des zweiten Frühstücks. Ein Diener brachte Wein und Bisquits. Die Marchesa lud mich ein, an ihrem Frühstück Theil zu nehmen. Ich war durstig und einer Stärkung in Wahrheit bedürftig, so nahm ich den Becher Wein an, den mir die Marchesa aus derselben Krystallcaraffe füllte, aus der sie sich bediente. Hastig trank ich den Becher aus. Der Geschmack des Weines fiel mir als unangenehm süßlich auf, da ich aber die Marchesa den ihrigen mit sichtlichem Behagen trinken und sich sogar den Becher noch einmal füllen sah, so glaubte ich, der Wein schmecke nur mir nicht. Nach Verlauf weniger Minuten fühlte ich plötzlich eine

tödtliche Schwäche, kalter Schweiß perlte in dichten Tropfen auf meiner Stirn, Schwindel ergriff mich, donnerndes Brausen erfüllte meine Ohren, ohnmächtig sank ich zu Boden. —

Nach zwei Monaten erst kehrte mir das geschwundene Leben zurück, wenigstens ward ich mir von Neuem bewußt, daß ich noch lebe. Ich war sehr schwach und abgemagert, gleich einem Schatten schlich ich umher, vermochte mich aber auf nichts, auf absolut nichts von der Vergangenheit zu erinnern. Nur nach Antonina verlangte ich mit verzehrender Sehnsucht. Man sagte mir, sie sei mit dem Marchese verreist, werde aber bald wiederkommen. So vertröstete man mich von Tag zu Tag, und wie ein kleines Kind ließ ich mich trösten. Man sagte mir auch, ein furchtbares Gehirnfieber habe mich Wochen lang an der Pforte des Todes festgehalten, und ich hätte meine endliche Genesung nur allein der sorgsamen Pflege der Marchesa und des Pater Giralomo zu danken. Zwischen Schlafen und halbem Bewußtsein flossen meine Tage dahin, ich lebte nicht, ich vegetirte nur. Der Pater und die Marchesa mochten sich überzeugt halten, daß meine Erinnerung für immer geschwunden sei und ich in keiner Weise mehr gefährlich werden könne,

auch ward ihnen meine Nähe lästig, und so schickten sie mich nach San Agatha, während sie selbst in Neapel blieben, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen.

So war ich fast ganz mir selbst überlassen und immer allein. In der reinen Gebirgsluft ging meine Reconvalescenz rascher vorwärts, die geschwundenen Kräfte kehrten allmälig zurück und mit ihnen das Erinnerungsvermögen.

Es war ein großes Glück, daß ich so ganz unbeachtet und mir selbst überlassen blieb, denn der geschwächte Körper hätte nimmermehr die geistige Kraft und Energie aufbieten können, welche nöthig gewesen wäre, um die in Absätzen auftauchenden Erinnerungsblitze und die ihnen folgende furchtbare seelische Aufregung vor den scharf beobachtenden Späheraugen des Paters oder der Marchesa zu verbergen. Später in vollem Besitze aller meiner geistigen Fähigkeiten, die ich freilich erst nach einem halben Jahre ganz wieder erlangte, konnte ich mich auf meine Energie und Verstellungskunst verlassen. Jetzt empfand ich den Mördern gegenüber, denn das waren sie, wenn auch die Marchesa selbst nicht thätlich Theil genommen, keine Gewissensbisse mehr über die mir so nöthige Heuchelei und Ver-

stellung, ich wußte auch, daß ich mir keinen Vorwurf über den Tod des Marchese durch Beförderung der Flucht Antonina's zu machen habe. Man hatte ihn eben ermordet, um zu dem Erbe zu gelangen, dessen man sich nach dem Verschwinden der Tochter leicht zu bemächtigen hoffte. Mich hatte man entweder ebenfalls ermorden, oder auch nur, was mir das Wahrscheinlichere schien, durch jenes mir beigebrachte Gift, das wahrscheinlich bereits im Becher enthalten war, momentan unschädlich machen wollen. War jenes Gift zu schwach, oder meine Natur zu stark, daß mir doch die Klarheit des Geistes wiederkehrte? Wer kann das sagen? —

Man mochte wohl des Mittels völlig sicher zu sein wähnen in seiner Wirkung auf meinen Geist, denn in ihrer Voreingenommenheit versuchten sie nicht einmal mich zu prüfen, als ich wieder nach Neapel geholt ward, und ich hatte es leichter, sie zu täuschen, als ich geglaubt.

Ich spielte die geistig Beschränkte, nahm mit Gleichmuth die Nachricht von dem Verschwinden Antonina's und dem Tode des Marchese auf und geberdete mich, als treffe mich das Unerwartete dieser Nachricht in meinem gegenwärtigen gedämpften Geisteszustande nur gleich einem mich

persönlich gar nicht berührenden Ereigniß, das man wohl mit Verwunderung anhört, ohne doch mehr als ein höfliches Bedauern darüber zu äußern.

Ich war die demüthigste, gehorsamste Maschine, welche man sich nur denken kann. Mir schien von allen Ereignissen der Vergangenheit nichts als die Dankbarkeit stets gegenwärtig zu sein, welche ich, wie man mir immer wiederholt, dem Pater und der Marchesa für ihre Pflege schuldete. Meine zuweilen geradezu qualvolle Verstellung trug endlich ihre Früchte. Man ließ sich dadurch verblenden und genirte sich im Hinblick auf meinen geistigen Zustand nur wenig vor mir.

So erfuhr ich so ziemlich Alles, was geschehen war und noch geschehen sollte, und die Stupidität, mit der ich diese Unterhaltungen anhörte, ohne durch eine Miene zu verrathen, daß meine Fassungskraft über die eines kleinen Kindes hinausgehe, machte sie immer sicherer. Einige Wochen nach dem der Tod des Marchese durch die Zeitungen bekannt geworden, war ein Sachwalter vor dem Erbschaftsgericht erschienen und hatte Namens der abwesenden Tochter, indem er mit

seiner Vollmacht auch ihren Trauschein über die Ehe mit Mario del Layo, Principe d'Azeglio, präsentirte, ihr väterliches Erbe für sie reclamirt. Pater Giralomo aber war von Seiten des Gerichtes als Verwalter dieses Erbes eingesetzt worden, nachdem er ein Testament des Erblassers, das ein Jahr vor seinem Tode datirte, vorgewiesen, in welchem er ausdrücklich zu diesen beiden Vetrauensämtern als alleiniger Vertreter bezeichnet wurde. Er widersetzte sich der Auslieferung des Vermögens auf das Entschiedenste. Allein trotz aller Kabalen der Jesuiten fiel die endliche Entscheidung des Gerichtes zu Gunsten der berechtigten Erbin aus, da der von Seiten der Marchesa versuchte Einwand, die Flucht aus dem väterlichen Hause und die Vermählung ohne die Einwilligung des Vaters mache Antonina nach dem Familiengebrauch der Erbschaft verlustig, als nicht stichhaltig abgewiesen wurde, weil der Advocat Minghetti, so hieß Antonina's Vertreter, nachwies, daß der betreffende Paragraph, wecher hier entscheidend geworden wäre, nur auf eine unstandesmäßige Verbindung sich beziehe.

Wuthschnaubend sahen die beiden Verbündeten den Termin immer näher rücken, bis zu wel-

chem sie das schon in ihrem sichern Besitze gewähnte große Vermögen aus den Händen geben mußten, ohne doch im Stande zu sein, eine ihrer höllischen Liste und Ränke dagegen in's Werk setzen zu können.

Minghetti verweigerte alle und jede Auskunft über den Aufenthaltsort seiner Clientin und deren Gatten und war — unbestechlich. Umsonst umgab man ihn mit Spionen, umsonst gewann man mit großen Kosten einen ungetreuen Postbeamten und ließ alle für Minghetti ankommenden Briefe die Revue passiren, ehe sie in seine Hände gelangten, umsonst ließ man endlich in seine Kanzlei einbrechen, da man hoffte, durch die dort unfehlbar vorhandene Correspondenz auf die Spur der Verschwundenen zu gelangen. Man fand nicht einen Streifen Papier, der sich auf diese Sache bezogen, noch eine Zeile solcher Correspondenz.

Minghetti war der Schlauheit der Jesuiten in jeder Beziehung gewachsen und ließ sich durch nichts überraschen.

War nun aber der Pater über diesen Zustand der Dinge, wie über Antonina's Ehe wüthend, so glich der Geisteszustand der Marchesa dem Wahnsinn. Ja, sie war wahnsinnig

vor Haß und unbefriedigter Rache. Sie mochte wohl ein tieferes Interesse für den Principe gehegt haben, denn die rasenden Ausbrüche ihrer Leidenschaft, als sie erfuhr, daß er, gerade er der Gatte Antonina's geworden, glichen nichts Aehnlichem, was ich in dieser Beziehung je gesehen oder gehört, und erschöpften sich durch ihre Heftigkeit nicht. Im Gegentheil, sie kehrten immer von Neuem, ja sich steigernd wieder.

Ich zitterte in meinem Herzen, wenn mir der Gedanke kam, daß es doch am Ende möglich sei, dies vor Eifersucht wüthende Weib entdecke den Aufenthalt meiner Freunde. Ich wußte, daß dann keine Rücksicht sie abhalten würde, sich fürchterlich an ihnen zu rächen, und betete ohne Unterlaß, daß Gott den Frieden der Beiden schützen und ihr Glück sichern möge.

Meine lange Krankheit hatte alle Verbindung zwischen uns abgebrochen, da es keinen Weg gab, auf welchem man mir hätte Nachricht zukommen lassen können, ohne die Gefahr der Entdeckung zu laufen, die für mich wahrscheinlich noch unmittelbarer von den entsetzlichsten Folgen gewesen wäre. Ich beschied mich jedoch gern, denn ich war in meinem Herzen von Antonina's Glück und Wohlergehen überzeugt.

Eines Morgens ging ich wie gewöhnlich mit der Marchesa zur Messe. Sie war ein wenig voraus — da streifte plötzlich eine Hand die meine — „Antonina!“ flüsterte es in mein Ohr, und instinktiv schlossen sich meine Finger fest um ein Papier, das sich, ich wußte nicht wie, auf einmal zwischen ihnen befand.

Scheu blickte ich mich um. Wer war es, der in mein Ohr den lieben Namen flüsterte? Wem verdankte ich dies erste Lebenszeichen der Theuren? Denn daß es ein solches war, was sich schon tief auf dem Grunde meiner Tasche befand, bezweifelte ich keinen Augenblick. War es denn möglich, daß jener alte zerlumpte Bettler, der soeben mühsam an seinen Krücken über die Straße humpelte, der behende Bote war?

Ja, er war es. — Verstohlen nickte er mir unter dem alten Hute, dessen breite Krempe seine Stirn beschattete, zu. Ich blickte in ein Paar lebhafte, listig funkelnde Augen, die mit ihrem jugendlichen Feuer unmöglich dem Greise angehören konnten, als welchen ihn das schneeweiße Haar mit dem langen Bart von gleicher Farbe bezeichneten. Ich wußte genug und folgte eilig der Marchesa, die mein freilich nur momentanes Zurückbleiben nicht einmal bemerkt hatte.

In der Nacht erst war ich sicher genug vor Späheraugen und las meinen Brief. Ich hatte mich nicht getäuscht, er kam von Antonina. Erfüllt mit den zärtlichsten Betheuerungen ihrer unwandelbaren Liebe zu mir, floß er über von der Freude, welche sie und ihren Gatten erfülle, mich wieder genesen zu wissen, sie sei unaussprechlich glücklich und lebe noch immer mit ihrem Gemahl auf dem Schlosse seines Freundes Windermeere, und denke erst nach Ablauf des Jahres nach Italien zurückzukommen. Bis dahin hoffe sie in steter brieflicher Verbindung mit mir zu bleiben, wenn ich nicht etwa ihrem sehnlichen Wunsche nachkommen und mich jetzt schon wieder mit ihnen vereinigen wolle, da doch durch den Tod ihres armen geliebten Vaters jede Möglichkeit, daß die Intriguen ihrer Feinde ihnen schaden könnten, verschwunden und sonach meine Selbstaufopferung, in der Nähe dieser schlechten Menschen zu leben, um sie zu überwachen, unnöthig geworden sei. Jener Mann, welcher mir den Brief überbrachte, ward als der treueste, zuverlässigste Bote — er war des Principe eigener Kammerdiener — bezeichnet. Dies war der wesentlichste Inhalt jenes Briefes.

Ach! ich konnte die Sicherheit der geliebten

Freunde nicht theilen, ich wußte nur zu gut, daß der Orden Jesu sich nicht so gutwillig, als sie meinten, von einem so reichen Besitzthum trennen werde, das er schon als sein eigen betrachtet, noch daß die Marchesa ihre Rache so leicht aufgeben würde.

Niemals mochte vielleicht meine Nähe, meine Wachsamkeit hier so nöthig gewesen sein, wie jetzt, wo Antonina des Schutzes, den sie in der nicht zu unterdrückenden Vaterliebe des Marchese doch immer finden mußte, durch seinen Tod verlustig geworden war.

Ohne Antonina gerade zu beunruhigen, warnte ich sie vor der Rückkehr, bevor nicht Alles in Betreff ihres Vermögens geordnet und dies definitiv durch Minghetti in ihre oder ihres Gatten Hände übergegangen sei. Ich ermahnte sie dringend zur Vorsicht und zur fortgesetzten strengsten Geheimhaltung ihres Aufenthaltes. Schließlich versicherte ich die unbedingte Nothwendigkeit der unabläßigen Wachsamkeit von meiner Seite.

Unsere Correspondenz ging von da an ziemlich regelmäßig von statten und blieb, Dank meiner Vorsicht, nie eine Zeile aufzubewahren, sondern sofort jeden Brief, den ich erhielt, nachdem ich ihn gelesen, zu verbrennen, unentdeckt. Wie

Pater Giralomo den Aufenthalt der Gatten trotz aller Vorsicht doch erfuhr, blieb mir unaufgeklärt, genug, er hatte ihn erfahren und meldete triumphirend der Marchesa, daß seine Maßregeln getroffen seien und sie bald etwas für sie Angenehmes von ihrer lieben Stieftochter hören werde.

Ich hatte sie wieder einmal belauscht, als sie mich schon längst schlafend wähnten, und wartete nun mit fiebrisch klopfenden Pulsen auf eine nähere Erläuterung seiner Absichten. Doch wartete ich vergebens. Was ich bis jetzt gehört, blieb Alles, was ich erfuhr. Die Marchesa forschte, bat, weinte, erschöpfte alle Künste der raffinirtesten Koketterie. Alles blieb vergeblich, sie erfuhr nicht einmal den Aufenthalt der Gehaßten. Ich eilte hinweg und schrieb an den Principe, um ihn zu warnen.

Daß der Brief glücklich und zur rechten Zeit an seine Adresse gelangt war, erfuhr ich rascher als ich gehofft, durch ein paar im Augenblicke der Flucht von Windermeere-Castle geschriebene Zeilen, die mir auf dem gewöhnlichen Wege zukamen. Die Gatten befanden sich auf dem Wege nach Schottland, um in einem dem Lord Windermeere gehörigen Jagdschloß am Fuß des Ben-

Lomond, in einem reizenden Thale versteckt gelegen, ein neues Paradies ihrer Liebe zu finden.

Wenige Tage später kam der Pater finster wie die Nacht wieder zur Marchesa. Ich sah ihn kommen und war entschlüpft, ehe er eintrat, um meinen Lauscherposten wieder einzunehmen. Er war außer sich über das Scheitern seiner Hoffnungen durch das plötzliche Verschwinden seiner Opfer, deren er schon so sicher zu sein glaubte. Die Marchesa konnte, so unwillkommen ihr einerseits die gebrachte Nachricht war, doch ein triumphirendes Gefühl von Schadenfreude nicht so weit unterdrücken, um es nicht auszusprechen.

Sie machte ihm Vorwürfe und vermaß sich, an seiner Seite klüger und vor Allem geheimnißvoller zu Werke gegangen zu sein, denn es sei doch klar, daß ihre Stieftochter auf irgendwelche Weise, jedenfalls durch eine Unvorsichtigkeit von seiner Seite, von seinem Vorhaben Wind bekommen hätte. Er replicirte heftig, und sie trennten sich im Zorne.

Leider dauerte die Uneinigkeit nicht lange. Bald waren sie einiger als je. Lange konnte ich nun nichts erlauschen und doch glaubte ich, daß wieder etwas im Werke sei, Blicke, halbe Worte

und mehr als alles das, eine eifrigere Correspondenz nach England, als die Marchesa je geführt, obgleich sie zuweilen dorthin an ein paar Damen der englischen Aristokratie schrieb, ließen mich von Neuem mehr als je für die Sicherheit meiner Freunde zittern. Sollte ich sie aber, ohne etwas Positives zu wissen, auf's Gerathewohl beunruhigen oder gar aus ihrem reizenden Neste, das ihnen Verborgenheit gewährte, treiben? Geängstigt über alle Maßen wagte ich das Aeußerste und stahl einen jener Briefe. Vergebliche Mühe, der Brief war in Chiffreschrift geschrieben, ohne den Schlüssel dazu konnte ich ihn nicht lesen.

Dieser war nicht zu finden und ich mußte, um die Gefahr der Entdeckung zu verhüten, den Brief wieder an seinen Ort zurücklegen und auf eine günstigere Gelegenheit hoffen.

Nach längerer Pause kam wieder ein solcher Brief, und die außerordentliche Belebtheit der Marchesa, ein gewisses triumphirendes Gehobensein an den beiden Verbündeten, ließ mich noch mehr als die plötzlich getroffenen eiligen Anstalten zur Abreise, welche die Marchesa befahl, für meine Freunde bangen. Aeußerlich blieb ich trotz meiner verzehrenden Angst meiner Rolle in allen Stücken getreu und half der Marchesa mit

meiner gewöhnlichen halb blödsinnigen Ruhe bei ihren Anstalten, ohne die geringste Neugier über das Ziel, noch die unerwartete Reise selbst zu verrathen, und verhielt mich der Andeutung gegenüber, ich könne sie möglicherweise noch begleiten müssen, völlig indifferent.

Bei meiner Hilfe aber spähte ich eifriger als je nach jenem letzten Briefe und dem Schlüssel der Chiffreschrift umher. Vom Zufall, oder besser von Gottes Hand geleitet und begünstigt entdeckte ich endlich Beides. Während die Marchesa von Besuchen abgehalten mir das Einpacken vollends allein überließ, fand ich Zeit und Gelegenheit, den Brief zu lesen. Ach! Er bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen.

Der Aufenthalt meiner Freunde war schon einige Zeit entdeckt, das höllische, gegen Glück und Leben der Theuren gerichtete Complot in vollem Gange.

Der Brief war von dem Jagdschlosse selbst datirt und kam von einem Manne, der Gott weiß durch welche Mittel dem Orden gewonnen worden war, um Antonina und ihren Gemahl zu verderben, was ihm in seiner Stellung als Beamter des Lord Windermeere leicht werden mußte.

Der Elende schrieb: „Wir sind dem Ziele nahe, der Hochwürdigste wird zufrieden sein. Der Principe ward von seinem Pferde abgeworfen und über einen steil abschüssigen Felsenpfad geschleift. Man könnte es ein Wunder nennen, daß er überhaupt noch lebt, doch ist sein Leben so gut wie keins, denn er liegt hoffnungslos darnieder. Die Principessa ist in Verzweiflung, sie weicht Tag und Nacht nicht von dem Lager des Besinnungslosen, und es läßt sich voraussetzen, daß sie, besonders wenn der Principe sterben sollte, was zu erwarten steht, die ihr in kurzer Zeit nahende Niederkunft nicht überleben wird. So weit liegt Alles günstig, das einzig Störende ist eigentlich nur die hündische Treue jenes Alessandro Ruffini, er weicht wie seine Dame nicht von dem Lager des Herrn und droht wie ein echter Hund Jeden zu beißen, der sich ihm naht und ihn wegtreiben will. Doch gleichviel, sagen Sie nur dem hochwürdigsten Herrn, daß seine Befehle trotz Allem ausgeführt werden sollen, er mag nur bestimmen wann. Das Mitbringen jener Freundin der Principessa wäre wohl aus zweierlei Gründen zu wünschen, wenn, und das müssen Sie, Frau Marchesa, am besten wissen, Sie ihrer ganz sicher sind. Die Gründe

habe ich Ihnen in meinem letzten Briefe schon so ausführlich mitgetheilt, daß ich sie Ihnen hier nicht nochmals entwickeln will." So weit der Brief.

Ich war wie gelähmt unter dem Eindruck dieser Unglücksnachrichten, suchte aber dennoch halb mechanisch nach jenem andern Schreiben, doch ich fand es nicht. Von Angst verzehrt, fürchtete ich am meisten, zurückgelassen zu werden, beschloß aber in diesem Falle allein nach Schottland zu reisen. Ich las zwischen den Zeilen dieses Briefes, las mehr, als, wie sich später herausstellte, der von den Jesuiten gemißbrauchte Schreiber desselben selbst wußte oder ahnte. Ich wußte, was Antonina, was ihr Gemahl von ihren Feinden zu erwarten hatten. In einer Beziehung hatte ich mich getäuscht, man dachte nicht daran, mich zurückzulassen, man traute mir wohl unbedingt und gedachte mich zu benutzen, um Antonina's Vertrauen zu gewinnen. Welch' besseres Werkzeug konnte man sich auch wünschen, als diese willen- und thatlose Maschine, welche ich zu sein schien, seit die fürchterliche Krankheit, jene Folge des mir beigebrachten Mittels, mir Geist und Energie geraubt.

Die schwerste Probe, welche diesen beiden

Eigenschaften je zugemuthet ward, war der Augenblick, als die Marchesa mir in Gegenwart des Paters ankündigte, daß ich sie nach Schottland begleiten und dort meine Freundin Antonina wiederfinden werde, und ich nun den durchbohrenden Blicken der Beiden gegenüber, Alles was ich bei dieser Nachricht empfand in mein Inneres verschließend, meiner Rolle eingedenk, mich stellte, als müsse ich mich mühsam auf den Namen und die Person besinnen. Dann fragte ich erstaunt, ob sie noch lebe. Ich sei immer der Meinung gewesen, sie müsse gestorben sein, da man mir nie von ihr gesprochen. In meiner apathischen Weise fügte ich hinzu, ich freue mich, daß sie noch lebe und ich werde sie gern wiedersehen, wenn die Frau Marchesa nichts dagegen habe.

Die Marchesa wechselte mit dem Pater einen zufriedenen Blick, ich war ja ganz so wie sie mich zu finden wünschten, mir war nichts von den Umständen mehr gegenwärtig, unter denen Antonina sich von mir trennte, noch lebte ein Atom jener Liebe, die uns einst verbunden, in meinem schwerfällig schlagenden Herzen.

Wir traten die Reise an, Pater Giralomo war natürlich unser Begleiter. Meiner Unge-

duld schien die Reise unendlich langsam zu gehen, je mehr mich aber Angst und Ungeduld innerlich verzehrten, um so weniger ließ ich davon merken und mußte als die Saumseligste immer angetrieben werden, wenn wir nach einer tödtlich langen Nacht, in der ich von innerem Fieber aufgerieben kaum eine Stunde zu schlafen vermochte, irgend ein Hotel verließen. Hin und wieder erhielten der Pater und die Marchesa Nachrichten. Dieselben schienen jedoch stets mündlich zu sein und wurden von Leuten aller Stände überbracht; auch mochten sie nicht ganz nach Wunsch sein, denn die Beiden waren verdrießlich und verzögerten die Reise mehr und mehr. Auf was warteten sie? Ich vermochte nicht dahinter zu kommen, alles Lauschen und Spioniren nützte mir nichts.

Endlich befanden wir uns nur noch eine Tagereise von Ben-Lomond. Wir blieben nun drei ewig lange Tage in einem elenden Wirthshause, ohne daß es mir möglich gewesen, einen zuverlässigen Boten an Allessandro Ruffini aufzutreiben. Ich war außer mir und mehr als einmal auf dem Sprunge, zu entfliehen und, um meine Freundin zu warnen, zu ihr zu eilen. Nur das Bedenken, ob auch der Gewinn das Wagniß

lohne, hielt mich zurück. Ich gab dann mein ganzes Spiel verloren, meine Rolle war durchschaut und ich außer Stande, noch ferner im Geheimen für Antonina zu wirken. Wäre Lord Windermeere freilich selbst anwesend gewesen, so würde mich nichts zurückgehalten haben, und mit der Hilfe dieses einflußreichen Mannes wäre es mir vielleicht gelungen, meine Freunde für immer vor ihnen zu sichern. Aber leider war der Lord schon seit dem Tode des Marchese in Indien.

Ich blieb also und wartete. Am frühen Morgen des vierten Tages trat der Pater bei uns, die wir soeben frühstückten, ein. Er war erdfahl im Gesicht, aber seine Augen funkelten in befriedigter Rachebegier und um den Mund zuckte ein halbes Lächeln höhnischen Triumphes.

Nie sah er einem Teufel, der sich über den Untergang einer frommen Seele freut, ähnlicher, als in diesem Augenblicke.

Lakonisch sagte er: „Es ist Zeit!“ Die Marchesa sprang auf, ergriff den ihr gereichten Arm und Beide schritten triumphirend hinaus, es mir allein überlassend, ihnen zu folgen, was ich denn auch mit zitterndem Herzen that. Der bepackte Reisewagen stand bespannt bereit, wir fuhren ab.

Im Wagen theilte man mir mit, was ich er-

fahren sollte. Ich erfuhr die Thatsachen, welche mir aus dem Briefe schon bekannt waren, doch fügte der Pater hinzu: Der Principe befände sich zwar wider Erwarten in der Genesung von dem Sturze, doch werde aller Wahrscheinlichkeit nach sein Verstand nie völlig zurückkehren, da die heftige Gehirnerschütterung ihn blödsinnig gemacht habe. So sei er außer Stande, die Vaterpflichten an dem Kinde zu erfüllen, welches die Principessa ihm geboren, es sei ein Mädchen. Da nun ferner die Principessa in Folge der schweren Niederkunft von Tag zu Tag schwächer werde und man ihren Tod leider als sehr nahe bevorstehend betrachten müsse, so würde das Kind ganz der Pflege und Sorgfalt der Großmutter anheimfallen. Die Marchesa wünsche sich jedoch nicht gern damit zu befassen und habe im Verein mit ihm mich als die geeignetste Person zur Pflegerin und Vertreterin der Mutter ausersehen. Man sei sogar bereit, mir das Kind gänzlich zu übergeben, falls ich mich verbindlich mache, mich bei meinem Erziehungswerke an ganz bestimmte Regeln zu binden, und nie mit dem Kinde den Ort zu verlassen, welchen man uns zum Aufenthalt anweisen werde. Schon wollte ich meine

Bereitwilligkeit, das zu übernehmen, was mein Herz mit Trauer, aber auch mit unaussprechlicher Freude erfüllte, aussprechen, als der Pater fortfuhr: Die unerläßlichste Bedingung zur Uebernahme meiner Mutterpflichten bei dem Kinde sei jedoch die, daß ich den Mann, welcher mein Erziehungswerk theilen und die Sorge für die Sicherheit meiner Pflegebefohlenen zu übernehmen habe, heirathe. Der Name jenes Mannes, den er nun nannte, erfüllte mich mit Abscheu und schauderndem Entsetzen, er lautete Giacomo Puzzolini. Ich stieß einen schwachen Schrei aus und verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam und man mich mißtrauisch fragte, ob mir jener Mann oder sein Name bekannt sei, verneinte ich beharrlich und schob meine Ohnmacht auf einen plötzlichen Schmerz, den ich im Kopfe empfunden und der zwar seit meiner Krankheit sich zuweilen einstelle, aber noch nie in solchem Maße aufgetreten sei. Man glaubte mir und war beruhigt.

Nicht so ich. In meinem Innern sah es fürchterlich aus, nur zu gut kannte ich diesen Namen, ich hatte ihn zwar nur einmal gelesen, aber dies eine Mal war wie mit Flammenschrift in meine Seele eingebrannt. Es war der Name

jenes Mannes, von dem der Brief an die Marchesa geschrieben war, ihn mußte ich als den Veranstalter all' des namenlosen Elendes ansehen, mit dem dies Werkzeug der Jesuiten meine Freunde überschüttete und, ihr Glück für immer vernichtend, sie dem Tode überlieferte. Was ich in jenem Augenblicke litt, vermöchte ich nicht zu schildern. Ich sah es an mich herankommen das entsetzlichste aller Opfer, die es für ein feinfühlendes Weib geben kann, und doch, durfte ich mich weigern es zu bringen? Ich, die ich geschworen, der Schutzgeist Antonina's zu sein? Ach, für sie waren ja alle Opfer nicht mehr von Nutzen, denn man mußte gut gearbeitet haben, um so sicher von ihrem bevorstehenden Tode zu sprechen. Aber war ich nicht minder verpflichtet, ihr Kind zu beschützen, so weit ich dies vermochte? Wer würde treuer dies theure Pfand hegen und pflegen als ich? Wer würde so darüber wachen, wer sich selbst zum Opfer bringen, wenn es gälte sein Leben zu retten, als ich? Das Alles mußte ich mir sagen, und dennoch sträubte sich das Weib in mir und trieb mich zu einem letzten Versuch.

Eifrig, zu eifrig, wie ich an den erstaunten und immer argwöhnischer werdenden Blicken des Paters sah, versicherte ich, daß ich zu Allem be-

reit sei, mich in Alles fügen wolle, nur das eine — die Ehe mit einem Unbekannten, möge man mir aus Erbarmen ersparen.

Diese Lebhaftigkeit war in zu großem Contrast mit dem leidenden Gehorsam, welchen man von mir gewohnt war, um nicht dem argwöhnischen Sinn des Paters aufzufallen. Er fixirte mich mit einem Blick tiefsten, eindringlichsten Forschens und erwiederte dann im kalten Tone, er wolle sich die Sache nochmals überlegen und mir dann das Resultat, dem ich mich zu fügen habe, mittheilen.

Ich sah meinen begangenen Fehler ein und hütete mich wohl, von Neuem in ihn zu verfallen, und schwieg klugerweise gänzlich mit der Miene eines beschwichtigten Kindes. Später schlief ich ein oder stellte mich vielmehr schlafend. Meine beiden Gefährten unterhielten sich sehr leise, so daß ich, von der Hitze belästigt und in dem Wagen gewiegt, unter diesem mir unverständlichen Gemurmel endlich wirklich eingeschlafen sein mußte, denn ich erwachte und hörte die Marchesa auf meinen Schlaf vertrauend weit vernehmlicher sprechen, als vorher, so daß mir kein Wort mehr entging, als ich, die Schlafende weiter spielend, unbeweglich in meiner Stellung

blieb. Die Marchesa sagte: „Nein, Pater Giralomo, Sie gehen in Ihrem Mißtrauen zu weit. Diese Lebhaftigkeit, ich wiederhole es Ihnen immer wieder, welche Sie ein verrätherisches Aufflackern wiedererwachender Geistesthätigkeit nennen und verdächtig finden, ist nichts als der instinktive Widerwille ihres weiblichen Gefühls gegen die Verbindung mit einem ihr unbekannten Manne. Lassen sie ihr nur erst die schöne Herkulesgestalt des feurigen Puzzolini vor Augen treten, so wird sein gewöhnliches Glück bei den Mädchen ihm auch hier treu bleiben und er rasch das Herz dieses zimperlichen Dinges gewinnen, so daß sie den Gedanken, sein Weib zu werden, nicht mehr so unerträglich finden wird als jetzt."

„Hm" — machte der Pater — „wir werden sehen. Nicht alle Weiber theilen Ihre Vorliebe für derartige Herkulesgestalten. Doch das ist Unsinn. Nehmen muß sie ihn, er mag ihr nun gefallen oder nicht, niemand Anderem als ihr, die gänzlich von uns abhängt und deren geistiger Horizont ein so durchaus beschränkter ist, kann und werde ich das Kind anvertrauen. Auch würde das Vormundschaftsgericht, das wir trotz unserem Einflusse nicht ganz umgehen können,

Schwierigkeiten machen, wenn wir einer unverehelichten Person, die doch mit Puzzolini zusammenlebt — und das muß sie auf jeden Fall — die kleine Prinzessin übergeben wollten."

„Könnte dann nicht eine Andere an Stelle Maria's Puzzolini heirathen? Er hat, wie Sie mir sagten, Liebschaften in Menge gehabt und es würde sich unter seinen verlassenen Geliebten sicher eine finden, die uns taugte und, die um Puzzolini's Weib zu werden, sich ganz in unsere Hände gäbe."

„Das würde wohl nicht schwer sein," nahm der Pater wieder das Wort, „nur wäre eine Andere deshalb nicht tauglich, weil das Vormundschaftsgericht eben nur der mit der Fürstin erzogenen Maria, die gewissermaßen als deren Schwester gelten kann, das Kind ganz übergeben wird. Bei jeder Andern hätten wir lästige Ueberwachung zu fürchten. Nein und nochmals nein, sie und keine Andere soll Puzzolini heirathen."

„Aber was wollen Sie denn machen?" fuhr die Marchesa fort, „zwingen können wir sie doch nicht zu dieser Ehe."

„Nein, das ist gewiß. Nun in dem Falle müßten wir unsere Dispositionen verändern.

Das Kind müßte aus dem Wege geräumt werden und man sich des Fürsten auf die eine oder die andere Weise bemächtigen, denn noch einmal darf dies ungeheure Vermögen dem Orden nicht entgehen. Es ist eine verflucht schwierige Sache jetzt. Erst war es so einfach. — Wäre es nur noch einmal gelungen, dem Fürsten jenen Trank einzuflößen! Er starb darauf, am Gehirnschlag — würden die Aerzte sagen, das Kind folgte ihm. Die Fürstin mußte zu unseren Gunsten testiren und mochte dann unter unserer Ueberwachung leben so lange sie wollte, wir waren doch die Erben. Statt dessen vereitelte die Wachsamkeit jenes elenden Ruffini den Plan. Der erste Trank verwirrte nur den Geist, der Fürst wird genesen und wir sind nun genöthigt, den zwar sichern, aber auch unsäglich langwierigen Plan zu verfolgen, den Sie kennen."

„Sagen Sie mir doch, werther Freund, wie ist es Ihnen eigentlich gelungen, jenen Puzzolini für diesen Plan zu gewinnen?"

„Ihn? Was denken Sie? Er weiß kein Wort von dem Allen. Er war für nichts weiter zu gewinnen, als uns von Allem, was dort geschah, in Kenntniß zu setzen und ließ sich endlich bewegen, dem Fürsten die Hand führen zu wollen

— wenn es sein mußte, mit Gewalt — zur Unterzeichnung eines unserem Orden große Vortheile sichernden Testamentes. Darauf allein bezieht sich jene Andeutung, daß ihn die unabläßige Wachsamkeit des Ruffini sehr störe."

„Wie, so weiß er nicht, daß er selbst —?"

„Nein," unterbrach leise lachend der Pater die Marchesa, „er weiß nicht, daß er selbst benutzt ward, dem Fürsten jenen Trank einzuflößen, der ihm, statt wie Doctor Reed, unserer Affiliirter versicherte, Genesung zu bringen, den Geist verwirren und bei wiederholtem Genusse den Tod bringen würde. Wenn er davon oder daß der Reitknecht, den wir in die Dienste des Fürsten zu bringen wußten, das Pferd rasend machte, damit es seinen Reiter abwerfen und, wie wir hofften, ihm den Tod bringen solle, eine Ahnung hätte, ich glaube er kündigte uns allen Gehorsam auf, ohne die schweren Folgen zu achten, die dies für ihn selbst haben würde. Eben so wenig darf er etwas von den Künsten der Hebamme erfahren, die diese uns ergebene Frau bei der Fürstin angewendet, um sie dem Tode zuzuführen. Er ist —"

Ein plötzlicher Ruck, den der Wagen erhielt und der mich von meinem Sitze weg geradezu

auf den Pater schleuderte, machte der Unterredung ein Ende und zwang mich, augenblicklich zu erwachen. Der Wagen war mit den Vorderrädern in einen Spalt der Straße gerathen und wurde erst nach großer Mühe wieder frei.

Was ich geargwohnt und geahnt, war also Alles wahr. Ich sah klar die teuflische Hand, welche hier im Spiele war und die schonungslos die Leben vernichtete, welche ihr im Wege waren. Aber in meinem tiefen Schmerze, in dem entsetzensvollen Abscheu, der mich bis zum Uebermaß erfüllte, erhielt ich auch einen nicht geringen Trost. Jener Mann, dem ich mich zu opfern nach dem Gehörten nunmehr fest entschlossen war, hatte sich wenigstens keiner Blutschuld anzuklagen, wenn man sich auch seiner ihm unbewußt dazu bedient hatte. Gott richtet Verbrechen nicht, die wir unbewußt begangen. Puzzolini hatte gezwungen von irgend welcher geheimen Macht, welche die Jesuiten, deren eifrigstes Bestreben es ja stets gewesen, die dunklen Flecken in dem Lebenslaufe der Menschen auszuspähen, um mittelst ihrer über sie zu herrschen — über ihn übten, sich zu ihren Zwecken gebrauchen lassen, aber er war weit entfernt, so schlecht zu sein,

als ich Anfangs fürchten mußte. Dies beruhigte mich ein wenig.

Wir kamen endlich an. Was soll ich Ihnen sagen, wie ich Antonina fand? — Hatte man ihr gesagt daß ich nahe sei, und hatte sie nur gewartet um ihr Kind in meine Arme, an diese treue Brust zu legen? Ich weiß es nicht, doch mußte es wohl so sein.

Die Augen auf die Thür gerichtet, durch die ich eintrat, lag sie da. Ohne Ueberraschung sah sie mich zu ihrem Lager treten, ein himmlisches Lächeln verklärte die leidensvollen, eingesunkenen Züge des bleichen, durchsichtigen Engelsangesichtes.

„Maria!“ hauchte sie, und sich kraftvoll wie in gesunden Tagen emporrichtend, hob sie das in ihren Armen schlummernde Kind zu mir empor. „Sei Du seine Mutter, schütze es vor unseren Feinden!“ flüsterte sie.

Ich nahm Angela, und sie an meine Brust drückend, sank ich in die Kniee, meine Rechte zum stummen feierlichen Schwure zu Gott erhebend. Antonina legte ihre Hand segnend auf meine Stirn. Mein Herz war übervoll, ich vermochte nicht zu sprechen. Da fühlte ich die theure Hand schwer und schwerer auf mir lasten.

Ich blickte empor. Antonina hatte vollendet. Sanft und schmerzlos war sie entschlummert. Heiliger Friede thronte auf ihrem Antlitz und ein Abglanz himmlischer Freuden, zu denen die reine Seele eingegangen war, verbreitete sich mehr und mehr über die schönen Züge, bis sie mit ihrer überirdischen Verklärung einer jener Heiligen glichen, welche uns die frommen Maler früherer Zeiten so herrlich zu schildern verstanden.

Allen Schmerz in den tiefsten Hintergrund meines Herzens verweisend, trat ich das heilige Amt an, das die theure Todte mir überwiesen. Das Kind im Arme, trat ich zu Pater Giralomo und sagte ihm, daß ich bereit sei in Alles zu willigen, was er von mir fordere, wenn er mir ein schriftliches Versprechen übergebe, das Kind nie von meiner Seite zu reißen und seine Erziehung allein in meine Hände zu legen.

Ohne alle Widerrede und ohne daß der Pater sich über mein trotz aller Vorsicht doch immerhin ungewohntes und doch einigermaßen energisches Auftreten zu verwundern schien, ward mir zugesagt was ich forderte und der Termin meiner Vermählung auf den Tag nach dem Begräbniß der Principessa festgesetzt.

An diesem Tage händigte mir der Pater das

gerichtlich beglaubigte Versprechen ein. Angela ward bis zum einundzwanzigsten Jahre mir und meinem Gatten gänzlich übergeben, Puzzolini und ich hatten unsererseits versprechen oder vielmehr geloben müssen, Angela nach festgestellten Regeln zu erziehen und sie vor Jedermann verborgen zu halten.

Die Ursache zur letzteren Bedingung war mir damals und noch lange nachher ein Räthsel, bis ich nach Jahren entdeckte, daß die gerichtliche Beglaubigung des mir gegebenen Versprechens gefälscht und der Pater es vorgezogen hatte, das Kind mit uns verschwinden zu lassen, ohne sein Dasein dem Gericht kund zu geben. Er verwaltet die Güter ihres Vaters als dessen Zustandsvormund und Niemand ahnt das Dasein einer berechtigten Erbin."

„Aber haben Sie denn niemals versucht, den Schutz der Regierung anzurufen, indem Sie diese endlose Reihe schändlicher Verbrechen enthüllten?" fragte ich, als die Signora ein wenig ausruhte.

„Versucht wohl, das heißt, ich wagte es ein einzig Mal, die Freiheit meiner Bewegungen zu prüfen, unter einem glaubhaften Vorwande

natürlich, denn ich durfte doch nicht bei diesem Versuch Alles auf das Spiel setzen."

„Nun, und glückte dieser Versuch?" forschte ich ungeduldig, als sie zögerte.

„Er glückte so wie der eines Vogels, den man inmitten eines Gartens in eine große, vom feinsten Draht gesponnene Volière setzt. Er sieht die Gitter nicht, glaubt sich frei, und auffliegend rennt er mit dem Kopfe gegen das Gitter, um betäubt zu Boden zu stürzen. Wir sind Alle zusammen Gefangene. — Puzzolini allein darf das Haus verlassen, aber auch er wird im Umkreis einer Stunde von Anderen in Empfang genommen, die ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen und ihn wieder zurückbegleiten. —

Doch lassen Sie mich weiter erzählen. Noch eine, eine sehr schwere Bedingung zu erfüllen, mußten wir geloben, es war die, daß wenn unsere Ehe mit Kindern gesegnet sei, diese von ihrem fünften Jahre an fern von uns erziehen zu lassen.

Gott ersparte uns diese Prüfung. Wir hatten keine Kinder.

Mein Schicksal gestaltete sich freundlicher, als ich zu hoffen wagte. Puzzolini liebte mich und war zartfühlend genug, nicht Rechte in Anspruch

zu nehmen, welche die Liebe allein gewähren kann. Ich lernte ihn achten, und der Achtung folgte endlich die Liebe, wir waren so glücklich, wie man es unter solchen Verhältnissen werden kann. Nach Jahren erst wagte ich meinem Gatten die Augen zu öffnen, zu welchem Verbrechen man sich seiner bedient, und ihn in das ganze Irrgewebe von Verbrechen einzuweihen. Er war ganz darnieder geschmettert von dieser Entdeckung und verfluchte seine Fesseln, die ihn selbst jetzt noch zum Gehorsam nöthigten.

Ich erfuhr nun auch, wie er mit seinem im Grunde guten, edlen Charakter dazu gekommen war, zum Werkzeug der Jesuiten dienen und die Gastfreunde seines ehemaligen Herrn, des Lord Windermeere, dessen Förster er war, verrathen zu müssen. Er verübte einst im Alter von neunzehn Jahren in Zorn und Trunkenheit einen Todtschlag. Von diesem Verbrechen hat die Gesellschaft Jesu die Beweise in den Händen. Man ließ ihn damals fliehen, ja man beförderte seine Flucht, man richtete den Tiefgebeugten auf, nahm sich seiner an, brachte ihn vorwärts im Leben und ließ ihn sich in Sicherheitsträumen wiegen, ohne Ahnung der Fessel, welcher er fortan durch sein ganzes Leben schleppen sollte.

Als man seiner bedurfte, zog man sie an, bis sie in seine Glieder einschnitt und er sich den gegebenen Befehlen beugte. Dadurch ward er, in Grimm gegen sein unglücklich Schicksal und beseelt von dem tiefsten Hasse gegen seine grausamen Herren, der finstere Mann, als welcher er Ihnen erschienen ist. Gegen uns, die er liebt, ist er freundlich und gütig und würde für uns willig sein Leben lassen.

Wir liebten Angela über Alles und so litten wir bitter dabei, daß der Pater und die Marchesa dem heranwachsenden Kinde einen Stolz und Hochmuth einzupflanzen wußten, der auf uns als weit unter ihr stehend hinabblickte."

„Nein, liebe, liebe Mama! Das ist nicht wahr!" schluchzte Angela, die Signora umschlingend. „Dich wenigstens betrachtete ich niemals so, Du weißt es ja, wie sehr ich Dich liebe, obgleich ich nicht wußte, nicht ahnte, wie nahe Du meiner theuren Mutter gestanden, mit welch' ungeheuren Opfern Du ihr die Liebe, welche sie Dir widmete und deren Du so würdig warst, vergaltest. Meine liebe, liebe Mama, was hast Du Alles für sie und mich gelitten! Niemals werde ich Dir dies vergelten können." Angela

schmiegte sich zärtlich an die Pflegemutter und küßte sie wiederholt.

„Du lohntest mir schon durch Deine Liebe, mein theures Kind," sagte sie, die Liebkosungen erwiedernd. „Ich kenne sie wohl und weiß, daß es nicht gelang, Dir die Stellung gegen mich einnehmen zu lassen, welche die Marchesa für gut fand gegen mich, die sie bisher als gleichberechtigt behandelt hatte, herauszukehren. Ich galt ihr von dem Momente meiner Heirath an nur als die Dienerin, die man für ihre Leistungen bezahlt, und nie erinnerte ein Blick oder ein Wort an die vertrauliche, freundschaftliche Weise, in der sie bis dahin mit mir verkehrt. Mir war das gar nicht unlieb und nur in Bezug auf Dich kränkte mich später ihre Nichtachtung. Doch laß mich zu meiner Erzählung zurückkommen. — Wir fügten uns, wie schon gesagt, in die niedere Stellung, welche man uns anzuweisen für gut hielt, und handelten in allen Aeußerlichkeiten streng nach dem uns vorgeschriebenen Plane bei Angela's Erziehung.

So wuchs sie auf, so weltfremd und verborgen wie unbekannt mit allen in der Welt herrschenden Gebräuchen, ja mit ihrer eignen Schönheit, wie Sie, Graf Eugene, sie fanden. Aber

mit Gottes Beistande gelang es uns, in ihre Seele eine Unabhängigkeit und Festigkeit zu pflanzen, welche ihr in allen Lagen des Lebens zur Seite stehen und sie befähigen wird, Denen, welche ein schwankendes Rohr in ihr zu finden erwarten, den energischen Widerstand einer freien, durch nichts zu beugenden Seele entgegenzusetzen. Das Alles schlummert noch in ihr, nur einmal flammte es empor bei jener Gelegenheit, die sie selbst Ihnen gestern schilderte, und erschreckte die Marchesa. Doch schob sie glücklicherweise die Schuld auf den vom Vater auf sie vererbten Stolz, da ich Sorge trug, daß nie wieder ein solches Zusammentreffen von Umständen Stahl auf Stein prallen ließ. Ich dämpfte Angela, so viel ich vermochte, und hütete mich wohl, zu früh die Saat aufgehen zu lassen, welche wir in ihre Seele gepflanzt und die kräftig Wurzel faßte. So ließ ich sie in den Gedanken an ihre Klosterbestimmung bis zuletzt aufwachsen. Erst seit Kurzem opponirte ich mich dagegen, da Puzzolini mit mir hierin ganz einig ist. Nur sind wir über das Wie noch nicht einig. Ich möchte, wenn es sein könnte, hierin ganz allein handeln, damit er als der von mir Hintergangene er-

scheint und so vor der Rache der Jesuiten geschützt wird, die ihn nach einem Leben der Sclaverei dennoch erbarmungslos dem Schaffot überantworten werden, wenn sie seiner Mitwirkung bei Zerstörung ihres Planes inne würden. Der Himmel selbst sendete Sie mir zu Hilfe. Puzzolini weiß bis heute noch nichts von den Hoffnungen, welche ich, seit mein Auge Sie zuerst erblickte, auf Sie baute.

Sie kamen in dem glücklichsten Augenblicke hier an, der sich nur denken läßt. Der Pater ist wieder einmal in Geschäften seines Ordens verreist, er wird schwerlich unter einem Vierteljahre zurückkommen, und die Marchesa weilt wie stets um diese Zeit in einem deutschen Bade. Puzzolini ward zu ihr berufen, um persönlich Bericht zu erstatten, ward man doch allmälig so sicher, daß man uns seit einiger Zeit nicht mehr so ängstlich bewacht. Ich wagte sogar einmal den Versuch, mich durch Puzzolini mit dem Advocaten Minghetti in Verbindung zu setzen. Puzzolini wagte das Aeußerste, und es glückte, er sprach den alten Mann, aber ach, von der Geistesschärfe, die ihn einst beseelte, war nichts mehr vorhanden, das Alter hat den einzigen Mann, dem ich mich hätte vertrauen können, da

mir seine unbestechliche Redlichkeit bekannt war, kindisch gemacht. — Nun, Signor Eugene, wissen Sie Alles, morgen wollen wir berathen, was zunächst geschehen soll." —

Ich beugte mich zu ihr hinüber, und ihre Hand respectvoll an meine Lippen führend, sprach ich ihr meine aufrichtige Bewunderung und Verehrung, meine tiefe Dankbarkeit aus.

„Doch noch einmal, Signorina" — konnte ich mich nicht enthalten hinzuzufügen — „möchte ich Sie fragen, warum faßten Sie nicht Muth, um mit Angela zu fliehen und sich unter den Schutz der Gesetze zu stellen, indem Sie dem Gericht die zu Ihrer Kenntniß gelangten Verbrechen anzeigten? Ich kann den Gedanken nicht zurückweisen, daß diese Handlungsweise Ihnen und Angela die Freiheit gebracht haben würde."

„Meinen Sie?" versetzte sie mit traurigem Lächeln. „Ach, Signor Eugene, wie wenig kennen Sie doch die furchtbare Macht dieser Menschen, wie wenig ihre List und Schlauheit. Wer bewies vor Allem, daß dies Mädchen, welches ich als die Tochter des Principe und der Principessa d'Azeglio bezeichnete, diese wirklich war? Wem war bekannt, daß die Principessa eine Tochter geboren, und wenn sich ja irgend einer der

englischen Diener noch auffinden ließ, wer bewies, daß dies Kind noch lebe, daß Angela gerade diese Tochter sei? Der Arzt, die Hebamme, die Wärterin, die Zofe der Principessa und noch einige Andere der Dienerschaft waren theils Affiliirte der Gesellschaft Jesu, theils von ihr bestochen. Jenes Schriftstück, welches uns Angela überwies, war nicht zum Beweis zu gebrauchen, denn es war weder der Name ihrer Mutter noch der ihres Vaters darin genannt. Und was nun meine Kenntnisse der Verbrechen betrifft, wo war hier der Beweis? Wer würde mir, die in Betreff Angela's so leicht zur Betrügerin zu stempeln war, hierin geglaubt haben? Mir, die ich ohne allen Schutz noch einflußreichen Beistand, jenen Mächtigsten der Erde gegenüberstand? Das Irrenhaus wäre mir gewiß gewesen, und einmal dort, möchte wohl einer ihrer Höllentränke meinem Leben ein Ende gemacht haben. Angela aber war verloren, denn man konnte sich ihrer nicht mehr bedienen, um zu dem Vermögen zu gelangen, sie war unnütz und wurde bei Seite geworfen, in die Welt gestoßen, mit ihrer Schönheit, ihrer Unkenntniß der Welt die Beute des ersten besten Schurken, oder sie ward in ein Kloster gesteckt, um als

dienende Schwester unter Gott weiß was für Qualen zu Grunde zu gehen. Puzzolini wäre natürlich ebenfalls verloren gewesen, denn ihn hätte man ohnfehlbar dem Gericht überliefert.

Nein, Sie müssen einsehen, daß wir nicht anders handeln konnten als wir gethan, wir mußten uns fügen in Allem und Jedem. Erst an jenem Tage, wo Angela von dem Pater Giralomo und der Marchesa selbst mit allen Beweisen ihrer Geburt dem Gericht präsentirt und sich vor den zehn von der Regierung ernannten Zeugen über ihren Klosterberuf zu erklären haben wird, dann ist der Augenblick da, wo ich aus der Dunkelheit heraustreten und das Gesetz zu ihrem Schutze aufrufen werde. In diesem Augenblicke wird und muß Angela's Vater zugegen sein und Gott wird seinen verfinsterten Geist erleuchten, die erwachende Vaterliebe wird Wunder wirken."

„Wie?" rief ich ganz benommen von Erstaunen, „Angela's Vater lebt noch?"

„Ja, er lebt noch. Man bedurfte doch seiner, um Pater Giralomo als seinem Zustandsvormund die Verwaltung der Güter und des Vermögens überweisen zu lassen. So ist man factisch schon jetzt im Besitz dessen, was von Rechts-

wegen einem Andern gehört. Dies und die gänzliche Abgeschiedenheit und Abgestorbenheit für die Welt, in welcher der Principe seit dem Tode seiner Gattin lebt, schützt ihn wahrscheinlich weit besser noch, als des treuen Ruffini unabläßige Wachsamkeit."

„Ist er wirklich geistig gestört?"

„Nein, jetzt nicht mehr. Anfangs war er es, theils durch die Nachwirkungen des Trankes, theils durch die plötzliche Nachricht von dem Tode der geliebten Frau, die man ihm trotz Ruffini's Vorsicht unvorbereitet beibrachte und damit den kaum körperlich Genesenen, der nur erst einige lichte Geistesmomente zu zeigen anfing, von Neuem an jene furchtbare Grenze trieb, welche das Leben vom Tode scheidet. — Pater Giralomo aber handhabt die Doppelstellung als Zustandsvormund des Fürsten und oberster Verwalter der Güter neben seinem geistlichen Amte mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, welche von Seiten der Regierung gar nicht genug gerühmt werden kann. Er steht im höchsten Ansehen überall."

„Aber warum läßt der Fürst seine Angelegenheiten und sein Kind in diesen unreinen

Händen, wenn er seines Geistes wirklich völlig mächtig ist?"

„Diese Hände gelten ihm nicht als unrein. Trotzdem daß der Principe die Rolle kennt, welche Pater Giralomo gegen seine Gattin einst gespielt, ist es diesem Heuchler gelungen, ihn zu umgarnen. Obgleich er den Pater nicht liebt und ihn nur ein- oder zweimal im Jahre vor sich läßt, ist er doch durch nichts von der Meinung abzubringen, daß sich seine Angelegenheiten in den besten Händen befinden. In dieser Meinung wird er natürlich durch das freigebige Lob der Regierung, das der Pater natürlich nicht verfehlt, zu seiner Kenntniß durch die Marchesa, welche hin und wieder in seine Einsamkeit dringt, zu bringen, nur bestärkt. Der Principe flieht, ja, er haßt alle Menschen und will absolute Ruhe haben, deshalb läßt er Alles beim Alten. Mit der Marchesa zankt er sich zwar regelmäßig, aber er läßt sich doch immer wieder bewegen, sie zu empfangen. Vom Dasein seines Kindes aber — das bemerken Sie wohl — hat er keine Ahnung."

„Was sagen Sie, Signora? Wie ist das möglich? Und Ruffini? Weshalb verschweigt dieser Getreue ihm ihr Dasein?"

„Er muß wohl, da er selbst glaubt, das Kind sei mit der Marchesa zugleich begraben worden. Er war damals so ganz und gar an das Bett des Herrn gefesselt, daß nichts leichter war, als ihn hierüber zu täuschen. Wir durften ihn nie allein sprechen und sind nun außer aller Verbindung mit ihm. Ein einzig Mal vor zwei Jahren gelangten jene Nachrichten, die ich Ihnen soeben mitgetheilt, zu unserer Kenntniß. Doch für uns sind eben leider Briefe unmöglich.

Ruffini lebt auf dem einsamen Gebirgsschlosse mit seinem Herrn. — Niemand verkehrt dort als Landleute der Umgegend, und Niemandem sind die Verhältnisse des — Alten vom Berge bekannt — so nennt der Volksmund den Principe, der fremd in die Gegend kam — wegen seines durch Kummer und Leiden gebleichten schneeweißen Haares und Bartes. Der wenig mehr als vierzig Jahre zählende Mann lebt wie ein Einsiedler, und die wenige Dienerschaft, welche ihn umgiebt, besteht mit alleiniger Ausnahme Ruffini's aus Spionen der Jesuiten. Man hat allmälig alle alten treuen Diener aus seiner Nähe verdrängt und sie durch erkaufte Creaturen ersetzt, die unter dem Vorwande, ihm zu dienen, seine und Ruffini's Wächter sind. So

gelangt nur das, was man für passend erachtet, zur Kenntniß des Principe und seines Dieners."

„So wird also meine erste Aufgabe sein müssen, den Principe von dem Leben seiner Tochter zu unterrichten."

„Allerdings, doch müssen Sie dabei wegen der ihn umgebenden Spione mit äußerster Vorsicht verfahren. Die erste Ahnung, der Fürst kenne das Dasein seiner Tochter, kenne es durch Sie, kann möglicherweise sein Leben wie das Ihre der größten Gefahr aussetzen."

„Nun, wir werden sehen. Ich fürchte mich nicht."

Es war heller Morgensonnenschein, als wir uns endlich trennten. —

So lange Puzzolini fern blieb, verabredeten wir, daß ich bleiben, sobald er aber zurückkehre, abreisen und an die Ausführung des Planes gehen sollte, den ich entworfen und die Damen gebilligt hatten. — Es waren traumhaft schöne Tage oder vielmehr Nächte, die wir zusammen verlebten, denn ich sah Angela damals am Tage nicht wieder, weil wir fürchteten, von der alten Cecca verrathen zu werden, und es deshalb sorgfältig vermieden, ihr auch nur den geringsten Anlaß zu Argwohn zu geben. Viel zu schnell

für uns entschwand die glückliche Zeit. Puzzolini kehrte zurück. Er war sehr unfreundlich gegen mich, denn da er viel länger geblieben war, als er Anfangs gemeint, hatte er sicher gehofft, mich abgereist zu finden. Er ließ mich das ungenirt fühlen und machte, wie ich von Marco hörte, mit dem ich mich mittelst der von Angela erlernten Fingersprache ausgezeichnet zu verständigen wußte, seiner Frau ernstliche Vorwürfe, weil sie nicht auf meine Abreise gedrungen, seit ich wieder hergestellt war.

Als ich jedoch später Gelegenheit nahm, ihm zu sagen, daß ich blos auf ihn gewartet, um mich zu bedanken, und nunmehr morgen schon abreisen werde, ward er freundlicher und ließ sich herab, sich mit den Pflichten gegen die in diesem Punkte sehr strenge Herrschaft, wegen seines unartigen Drängens zu entschuldigen. Ich mußte nochmals versprechen, niemals irgend Jemand mitzutheilen, daß ich in der Villa Aufnahme und Pflege gefunden.

Ich that dies gern und wollte Puzzolini eine reichliche Entschädigung für die genossene Pflege zukommen lassen. Er lehnte jedoch die wirklich nicht unzart gebotene Gabe mit einem Stolze ab, der mich bei seinem Stand als Diener, wenn

auch als ein höherer dieser Gattung, überrascht haben würde, wenn ich nicht die eigenthümlich traurigen Umstände gekannt hätte, die ihn aus glücklicheren Verhältnissen und höherem Stande in diese Stellung nöthigten. Er sagte, daß er als einzigen Beweis meiner Dankbarkeit nur mein Schweigen in Anspruch nehme. Ich versicherte ihn dessen nochmals und so trennten wir uns für die letzte Nacht.

Gegen Mitternacht hatte die Signora versprochen, durch den Bildeingang in mein Zimmer zu kommen, um mich zu Angela zu führen, sobald Puzzolini schlafe.

Ich wartete und wartete in qualvoller Ungeduld und Unruhe bis drei Uhr, sie kam nicht. Endlich, es schlug gerade ein Viertel nach Drei, wich das Bild, das ich fixirt hatte, bis Thränen meine Augen füllten und ich fast blind zu werden schien.

Die Signora trat — nein, sie stürzte herein und auf mich zu, ihr gutes Gesicht strahlte von Freude und Hoffnung, meine beiden Hände ergreifend, rief sie: „Gott hat uns nicht verlassen, mein Freund, auf's Neue haben wir einen Beweis seiner gnädigen Fürsorge erhalten! Die Nacht des Unglücks ist für uns vorüber, die

Sonne des Glückes geht auf! Jetzt oder nie ist die Zeit zum Handeln!"

„Aber mein Gott, Signora! Was ist denn geschehen? Ich verstehe Sie nicht! Sprechen Sie, Sie spannen mich ja auf die Folter!" rief ich, die hocherregte Frau unterbrechend.

„Es ist wahr, armer Signor Eugene! Nun, so hören Sie. Es ist meinem Mann gelungen, sich in den Besitz eines Kästchens zu setzen, welches Angela's Taufzeugniß enthält. Mit diesem Documente bewaffnet, können wir sie schon jetzt als Tochter des Hauses d'Azeglio legimitiren und brauchen nicht zu warten, bis Giralomo sie mit Vollendung des einundzwanzigsten Jahres dem Gericht als solche präsentirt."

„Wohl, das ist immerhin ein angenehmes Ereigniß, doch kann ich Ihre Hoffnungsseligkeit nicht theilen, Signora Maria. Gesetzt nun, Giralomo bestreitet, daß Angela mit der Person, welche das Taufzeugniß nennt, identisch ist?"

„O, das wird er nicht versuchen, wenn einmal ihr Vater sie anerkannt hat, und das wird sofort geschehen, sobald er sie erblickt, sie hat ganz und gar die Augen ihrer Mutter und trägt auf ihrem Antlitz die unverkennbaren Familienzüge der d'Azeglio."

„Wirklich? Giebt es deren feststehende in der Familie?“ fragte ich hoch interessirt, da wir, wie Du selbst weißt, in unserer Familie ebenfalls dergleichen besitzen.

„Ja,“ erwiederte die Signora. „Außer der charakteristischen Form der Nase und Oberlippe ist es besonders ihr goldenes Haar, welches ihre Abkunft von der Urahne des Geschlechtes d'Azeglio documentirt. —“

Jene Urahne war der Sage nach eine deutsche Jungfrau, eine der Gespielinnen der Thusnelda, welche mit dieser von den Römern entführt ward. Ein Heerführer des Germanicus sah sie bei dessen Triumphzuge, erbat sie von dem Gebieter, erhielt sie und vermählte sich mit ihr. Diese Beiden wurden die Stammeltern des fürstlichen Geschlechtes d'Azeglio. Die Ahnengalerie der Familie weist sprungweise das Auftreten dieses goldenen Haares von der ältesten bis in die neueste Zeit auf. —

Dies schalte ich für Dich, mein Freund, hier ein, denn die Signora begnügte sich damals mit Anführung der Thatsache und fuhr fort: „Damit jedoch sind meine guten Nachrichten noch nicht beendet, wir haben für jetzt voraussichtlich auf lange Zeit nichts von dem Pater zu fürchten.

Er liegt an einer schweren Kopfverletzung, der Folge eines Sturzes mit dem Wagen, hart darnieder. Anfangs zweifelte man sogar an seinem Aufkommen. Wie aber ein Unglück selten allein kommt, so scheint auch das Glück uns diesmal überaus günstig gesinnt, denn auch die Marchesa ist fast zugleich mit dem Pater verunglückt, sie ist auf ebenem Wege ausgeglitten und gefallen; als sie sich wieder erheben wollte, zeigte es sich, daß sie den Fuß gebrochen hatte. Sie muß allermindestens zwei Monate das Bett hüten."

„Sie haben Recht, Signora" — rief ich freudig — „das ist in der That eine Reihe von Glücksfällen, die wir uns gar nicht günstiger wünschen könnten.

Ehe die beiden Feinde der Familie d'Azeglio von ihrem Siechthume auferstehen, soll Angela und ihr Vater den Ränken dieser Elenden entrückt sein, das schwöre ich zu Gott, auf dessen gnädige Hilfe ich fest vertraue! Ich weiß zwar, wir dürfen uns deshalb immer noch nicht etwa in zu große Sicherheit wiegen, denn es läßt sich annehmen, daß der Orden Jesu ein anderes seiner Mitglieder mit den Angelegenheiten, welche hier auf dem Spiele stehen, betrauen wird. Doch ist ein Anderer, und wäre es der listigste und

gewissen loseste Jesuit, immerhin weit weniger zu fürchten, da er schwerlich so ganz genau in die Sache eingeweiht ist, um nach allen Richtungen hin dieselbe zu übersehen."

„Gewiß, das ist auch unsere Meinung. Wir dürfen sogar bei dem Charakter des Pater Giralomo und seinem ungeheuren Ehrgeize annehmen, daß er Niemanden, und wäre es selbst der General, ganz in seine Karten schauen ließ. Er wird die Ehre, dies Vermögen dem Orden zu gewinnen, ganz allein für sich behalten und in Allem seine eigenen Wege gehen wollen."

„Hoffen wir, daß dem so ist. Ich werde aber trotzdem so vorsichtig handeln, als ich Anfangs gewollt, nur eine Disposition können wir abändern. Statt, wie wir erst verabredet, nach einer Verständigung mit dem Principe, Angela zu ihm zu bringen, können wir die Sache umkehren. Ich werde nun den Fürsten sammt Ruffini entführen und sie hierher geleiten. Signor Puzzolini wird sich der vollendeten Thatsache gegenüber wohl gern fügen, da sein Herz, wie Sie mir sagten, ja doch auf unserer Seite ist."

„Er wird sich nicht nur fügen, sondern er kam, um Ihnen dasselbe vorzuschlagen, was Sie soeben ausgesprochen, Excellenza," ertönte hinter

mir die tiefe Stimme Puzzolini's. — „Er weiß Alles, sein Weib vermochte ihm gegenüber nicht länger zu schweigen, weil sie weiß, daß er Angela's Glück nicht im Wege stehen möchte und wäre auch schimpflicher Tod sein Lohn dafür."

„Das wird er nicht sein! Nein, bei Gott, Signor Puzzolini, das soll er nicht sein! — Ich verpfände Ihnen meine Ehre, daß Sie frei und unangefochten Ihr Vaterland an meiner Seite verlassen werden. Niemand soll Ihnen um jener schwer bereuten und gebüßten That willen ein Haar krümmen.

Sie und die mütterliche Freundin meiner Angela sollen auf meinen Gütern in der Heimath ein frohes, glückliches Alter genießen und im Anschauen des Glückes des Kindes, für das Sie so viel gethan und geopfert haben, den schönsten Lohn Ihrer Treue finden."

„Amen, das walte Gott!" setzte mit gefalteten Händen und überströmenden Augen die tief bewegte Signora hinzu, während wir Männer uns die Hände schüttelten.

Laß mich sowohl über die weiteren Besprechungen und Verkehrungen als über den Abschied von Angela, der mir schwer genug ward, hin-

weggehen. Der Mittag sah mich schon auf der Reise nach des Principe Felsenneste. In Aquila, ließ ich meinen Wagen zurück und wanderte mit dem Ränzchen auf dem Rücken, einen unförmlich dicken Stock, der sich in eine Staffelei verwandeln ließ, in der Hand, auf mein Ränzchen oben aufgepackt einen Malerstuhl, wohlgemuth, in der schon etwas abgetragenen Kleidung einem jener armen Teufel von Maler, welche in Italien an den schönsten Stellen dieses an Naturschönheiten so überaus reichen Landes stets zu finden sind, wie ein Ei dem andern gleichend, singend oder auch zur Abwechselung pfeifend die Straße entlang.

Neben mir, ganz so ausstaffirt und zum Ueberflusse noch mit einem ungeheuren rothen Regenschirm bewaffnet, der uns zu unseren vorgeblichen Studien den nöthigen Schatten geben sollte, mein Diener Max. An dem Fuße des Felsens, welcher das Schloß trägt, endlich angelangt, quartierten wir uns in einer mehr als bescheidenen Osteria ein, in welcher aber eine junge freundliche Wirthin den für Italien ungeheuren Luxus der Reinlichkeit und Sauberkeit entwickelte. Alsbald begannen wir unter dem Vor-

wande, den besten Platz für unsere Studien ausfindig zu machen, unsere Recognoscirung der Gegend. Bald hatten wir herausgebracht, was wir wissen wollten. Die Dienerschaft des Schlosses bestand mit Ausnahme Ruffini's aus vier Personen. Alle diese Menschen bewachten den Fürsten wie die Bulldoggen, und Einer oder der Andere war stets in der Nähe zu finden, wenn der Fürst in Begleitung Ruffini's oder auch allein, wie er wenigstens glaubte — in Wahrheit ließ ihn der treue Kammerdiener nie aus den Augen, wenn er sich dann auch niemals sehen ließ — umherwanderte, oder auf einem Felsenabhange, wo er Stunden lang zu sitzen und zu träumen pflegte, sich aufhielt.

Diesen Felsenabhang, von wo man eine weite herrliche Aussicht genoß und sich die Motive für Bilder von allen Seiten in reichster Fülle boten, wählten wir zu unserem improvisirten Atelier, um vor Allem mit Ruffini in Verbindung treten und den Brief der Signora, woran sie so lange gearbeitet hatte, daß er einem Buche glich, an ihn abgeben zu können. Kaum hatten wir uns jedoch auf dem gewählten Platze häuslich nieder gelassen und ich meine Mappe geöffnet, während Max, dessen hübsches Zeichentalent uns hier sehr

zu Statten kam, schon im vollen Arbeiten begriffen war, so kam auch schon einer der Schloßdiener, ein widerwärtiger, schieläugiger Kerl, um uns von unserem Platze zu vertreiben. Anfangs war er leidlich höflich, doch unsere Weigerung machte ihn impertinent, und als auch das nichts half und wir ihm in erbärmlich verstümmeltem Italienisch, als wären wir der Sprache nicht mächtig, zwar höflich aber bestimmt ablehnend antworteten, ward er grob, überhäufte uns mit den gemeinsten Schimpfreden und würde vielleicht zu Thätlichkeiten übergegangen sein, wenn nicht plötzlich uns Allen unvermuthet die gebeugte, aber noch immer imponirende Gestalt des Principe vor uns gestanden und ein gebieterischer Wink ihn verstummen ließ. Dann zeigte des Fürsten ausgestreckte Hand nach der Richtung des Schlosses, und der grobe Kerl schlich wie ein gepeitschter Hund von dannen, uns noch einen wüthenden Blick zusendend.

Mir entging es nicht, daß er sich in ziemlicher Entfernung, wo er zwar nichts hören, aber doch Alles übersehen konnte, was auf dem Platze geschah, hinter einem Myrthengebüsch versteckte. Mir galt das gleich, zu sehen würde es nichts geben, und da er absolut nichts hören

konnte, so war seine Anwesenheit uns ohne Schaden.

Wir hatten uns vor dem Fürsten erhoben und, unsere Hüte ziehend, ihm mit einer stummen Verbeugung gedankt. Er nickte ein wenig mit dem Kopfe, ohne uns recht dabei anzusehen und schlich seinem gewöhnlichen Platze zu, wo er sich, uns den Rücken kehrend, niederließ. Wenn man ihn betrachtete, wie er dort so müde und gebrochen, zusammengesunken dasaß, schien er in der That ein Greis zu sein.

Das schneeweiße Haar wallte lang auf seine Schultern hernieder und der lange, gewellte Bart von gleicher Silberfarbe gab ihm das Aussehen eines der Patriarchen der heiligen Schrift. Dieser Eindruck ward noch unterstützt durch die eigenthümliche, halb talar-, halb kuttenähnliche Kleidung von schwarzem Sammt, welche er trug. Ich wußte jedoch, daß das Jugendfeuer in seinem Innern nur gedämpft, halb erstickt unter der Asche fortbrannte, es war nicht erloschen.

Schmerz, Kummer, geistige Leiden und körperliche Schwäche hatten diesen Mann tief gebeugt, aber gebrochen bis in das Innerste war er nicht, das hatte mir ein einziges Aufblitzen

seines Adlerauges gezeigt, als er den Spion fortwies.

Erhielt dieser Mann wieder einen Lebenszweck, so würde er, dessen war ich sicher, schnell genug die Apathie, in die er versunken war und die mit der Zeit immer lähmendere Wirkungen auf seine Geistes- und Körperkräfte ausüben mußte, von sich abschütteln, denn auf seiner stolzen Stirn und in dem kühnen Schnitt der bleichen Züge lag trotz aller sichtbaren Verheerungen der Leiden des Kummers, der Stempel eines kräftigen Geistes, eines energischen Willens. Ruffini schien nicht nur, nein, er war ein alter Mann, aber von rüstiger Gesundheit, und die scharfen, grauen Augen hatten, als er uns musterte, den Blick eines Falken.

Endlich trat er näher und sagte nicht unfreundlich zwar, aber in einem Tone, der keinen Widerspruch dulden zu wollen den Anschein hatte: „Sie werden es mir gewiß nicht übel deuten, Signoris, wenn ich Sie höflich bitte, ein ander Mal diesem Platze fern zu bleiben. Mein Herr, der Principe d'Azeglio möchte nicht immer geneigt sein, die Erlaubniß, hier zu verweilen, zu wiederholen. Er liebt die Einsamkeit und —"

Er unterbrach sich, denn der Ruf: „Alessan-

dro!" von dem Munde des Fürsten rief ihn an dessen Seite. Bei der geringen Entfernung, welche zwischen uns lag, entging uns kein Wort von dem, was sie sprachen. Der Fürst fragte: „Was hast Du mit den Leuten?"

„Ich habe sie gebeten, Ihre Einsamkeit in Zukunft zu respectiren, Excellenza."

„Nicht doch, Alessandro, sie mögen immer kommen, wenn sie wollen. Laß doch die armen Teufel, es scheinen Deutsche zu sein, sie finden nirgends eine reichere Ausbeute für ihre Kunst. Sage ihnen, ich erlaube, daß sie auf meinem Gebiete malen, wo sie wollen, nur sollen sie sich nie unterstehen, mich anzureden."

Ruffini verbeugte sich tief und kehrte zu uns zurück, seine Botschaft in freundlichster Weise uns zu überbringen. Dabei las ich auf seinen sprechenden Zügen tiefe Verwunderung, aber auch Freude über die ungewohnte Leutseligkeit seines Herrn. Ich erwiederte einige dankende Worte, lüftete den Hut und fuhr dann emsig fort zu malen.

Ruffini setzte sich wenig Schritte von uns auf einen Baumstumpf, und ein Buch aus seiner Tasche ziehend, begann er zu lesen. Ich spähte nach dem Spion hinüber und sah, daß auch er

es sich bequem gemacht, indem er sich im Schatten des Gebüsches lang ausgestreckt im Grase gelagert hatte. „Signor Ruffini" — begann ich leise, diesmal in englischer Sprache, dabei aber immer emsig malend — „bst! Fahren Sie nicht auf, bewegen Sie sich nicht, blicken Sie nicht einmal zu uns herüber, denn wir sind beobachtet, dort hinter jenem Myrthengebüsch —"

„Steckt jener Schurke von Diener, ich weiß es," erwiederte Ruffini eben so leise als ich, seine Stellung eines eifrig Lesenden unverändert beibehaltend. „Doch wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?"

„Wer ich bin und was ich will werden Sie später erfahren. Für jetzt betrachten Sie mich als den Boten von Signora Maria Puzzolini."

Ein elektrischer Schlag schien den alten Mann tief erschütternd zu durchzucken, doch er verlor die Selbstbeherschung nicht, er erhob weder den Kopf, noch bewegte er sich weiter, als um mit zitternder Hand die Blätter umzuwenden, als lese er. Mit von tiefster Erregung zitternder Stimme begann er endlich wieder: „Was bürgt mir für die Wahrheit Ihres Vorgebens? Seit achtzehn Jahren hat mich die, deren Namen Sie

nennen, vergessen, wie sollte sie jetzt dazu kommen, mir ein Lebenszeichen zu geben?"

„Und das fragen Sie — der Sie doch mit sammt Ihrem Herrn selbst der Gefangene jenes elenden Jesuiten sind, der auch Maria sammt ihrem Gatten in der Gefangenschaft seiner teuflischen Ränke hält? — Doch Ihre Zweifel können mich nicht verletzen. Sie haben Recht, vorsichtig zu sein, ich verarge Ihnen dies Mißtrauen nicht. Sie kennen doch Maria's Handschrift?"

„O ja. Ganz genau," flüsterte er hastig in hoffnungsbelebtem Tone.

„Nun denn, so wird der Brief, dessen Ueberbringer ich bin, alle Ihre Zweifel verdrängen, er sagt Ihnen Alles, was Sie wissen müssen. Ich habe dann nur noch hinzuzufügen, was sich, seitdem er vollendet wurde, ereignete, die Zeit mangelte uns auch dies noch zu schreiben. Ich muß den Fürsten sprechen."

„Unmöglich, Signor! Das geht nicht an!"

„Es muß und wird gehen. Lesen Sie nur erst den Brief, wenn Sie ihn haben, dann werden Sie selbst von der Nothwendigkeit dieser Unterredung durchdrungen sein. Der Pater ist todkrank, die Marchesa hat den Fuß gebrochen, und diese günstige, wohl kaum wiederkehrende

Gelegenheit muß benutzt werden, um den Fürsten nicht nur von der Gefangenschaft, deren Vorhandensein er freilich nicht zu ahnen scheint, sondern auch von der Vormundschaft der Jesuiten zu befreien."

„Mein Kopf! Mein Kopf! Ich bitte Sie, Signore, nicht so rasch, lassen Sie mir Zeit, mich zu sammeln, der Kopf zerspringt mir sonst unter all' den wogenden Gedanken, welche Sie aufrühren." — —

Nach einigen Minuten der Sammlung begann er wieder:

„Hoffen Sie nicht zu viel, Signore. Mein Herr, der Principe, will nicht frei sein, die Bevormundung ist ihm bequem, denn sie verschafft ihm Freiheit von allen realen Ansprüchen der Welt und des Lebens und giebt ihm die Muse, um nur seinem Schmerz und der Erinnerung an unwiederbringlich Verlorenes zu leben. Glauben Sie mir, Signor, ich möchte lieber heute aus diesem elenden Leben, wo das Laster triumphirt und die verfolgte Unschuld unterliegen muß, ausscheiden, wenn ich, wie er, nicht mehr wüßte, wofür ich lebte. Ich bin glücklich gegen ihn betrachtet, denn ich habe einen Zweck, für den ich lebe: ich muß meines Herrn Leben vor Mörderhänden

schützen; das allein giebt dem meinigen Werth und hilft es mir ertragen. Mein armer Herr aber — ach, Signore! es lebt sich schlecht ohne Lebenszweck!"

„Gott wird ihm wieder einen solchen geben. Daran wird er sich aufrichten aus der Tiefe seines Kummers."

„Gott?!" fragte er in einem Tone, der mich schaudern machte, ein so trostloser Mangel alles Vertrauens, eine so traurige Resignation lag darin, dann lachte er leise und schneidend: „Hahaha! Gott?! — Verzeihen Sie, Signore, aber ich muß lachen. Glauben Sie noch an diesen Gott, mit dem die Priester uns gängeln, und an dessen vorgebliche Gebote sie selbst am wenigsten glauben, noch sie achten, ja denen sie gerade am offenbarsten Hohn sprechen?"

„Ja, gewiß glaube ich an ihn, den Allgütigen, den Allgerechten."

„O, das ist viel auf einmal. Aber sagen Sie mir doch, wenn es einen Gott, einen gerechten Gott giebt, der das Böse bestraft und das Gute belohnt, wie kommt es, daß Schurken — nein, das sagt noch zu wenig, daß Teufel, eingefleischte Teufel, wie dieser verfluchte Giralomo und jene Megäre, die Marchesa, die Unschuld

morden dürfen, um dann noch triumphirend, das verbrecherische Haupt erhebend, geachtet und geehrt unter den Menschen zu wandeln, während die Tugend, der Edelmuth, sich langsam in nie ruhendem Kummer verzehrend, vergebens auf einen Lichtstrahl aus der Hand dieses Gottes harrt, den Sie den Allgerechten und Allgütigen nennen?"

„Freveln Sie nicht, Signor Ruffini. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich für unser blödes Auge. Zu allererst ziemt dem gläubigen Christen Ergebung in den Willen des Höchsten. Wohl mag das Laster momentan triumphiren, aber nicht für immer ist ihm die Macht gegeben, die gerechte Sache führt Gott, am Ende siegt sie doch."

„Hier nicht, Signore. Denn selbst Ihr Gott, an den Sie so fest zu glauben scheinen, daß ein Elender wie ich Sie um diesen Kinderglauben beneiden könnte, vermag Todte nicht wieder zu beleben," erwiederte er unsagbar hoffnungslos und traurig.

„Wer weiß es! Gott ist kein Ding unmöglich! Wenn Sie den Brief Maria's gelesen haben, werde ich Sie wieder fragen, ob Sie es noch

verweigern, an die unerschöpfliche Gnade Gottes zu glauben."

„Ach, Signore!" seufzte er traurig, „verkennen Sie mich nicht. Ich bin kein frecher Gotteslängner, aber durch die Gewalt fürchterlicher Ereignisse ist mir langsam, ich weiß selbst kaum wie, der Zweifel in die Seele geschlichen, und der Zweifel, o mein Herr! der Zweifel ist etwas Fürchterliches, hüten Sie, o hüten Sie sich vor ihm! Er wühlt Tag und Nacht in unserer Seele gleich einem Maulwurf und frißt weiter wie ein Krebsschaden, bis unser ganzer Frieden, bis Hoffnung und Glaube dahin ist und unsere Seele einer einzigen blutenden Wunde gleicht. Ach! ich würde glücklich, nein, selig würde ich sein, wenn ich jenen reinen frommen Glauben meiner Jugend wiederfinden könnte. Das allein, die Wiederbelebung dieses Kinderglaubens, den mir mehr als alle anderen Erlebnisse, der Anblick und die Wissenschaft von den Verbrechen und Lastern der Priester raubten, würde ich als Wunder betrachten und gläubig als unumstößlichen Beweis für das Dasein eines gütigen, gerechten Gottes ansehen."

„Nun, so hoffen Sie! Morgen werden Sie den Brief gelesen haben und dann, wenn wir

wieder hier zusammentreffen, wollen wir dies Gespräch fortsetzen. — Da es meiner Ansicht nach das Beste sein wird, wenn wir vor Ihnen den Platz verlassen, so werde ich, wenn ich an Ihnen vorübergehend mich zwischen dem Spion und Ihnen befinde, den Brief langsam an meiner rechten Seite niedergleiten lassen. Jener Mensch ist zu weit entfernt, um unterscheiden zu können, was Sie aus dem Grase aufheben."

„Gewiß, Signore, so wird es gehen, ohne Argwohn zu erregen. Ich danke Ihnen. Morgen um dieselbe Zeit werde ich wieder hier sein, vorausgesetzt, daß mein Herr sich hierher begiebt, denn ich verlasse ihn niemals."

„Das weiß ich, Signor Ruffini. Theilen Sie ihm aber nur so viel Sie für gut halten aus dem Briefe mit und ich bin gewiß, er wird hierher eilen, wenn auch sein Leben dabei in dringendste Gefahr käme."

„Das glaube ich, Signore, dann käme er erst recht, denn obgleich er nicht feig genug ist, seinem Leben mit eigner Hand ein Ende zu machen, wäre ihm der Tod doch hochwillkommen."

„Morgen nicht mehr, Signor Ruffini. Das weiß ich gewiß, und nun Gott befohlen, auf Wiedersehen für morgen!"

Wir hatten eingepackt und erhoben uns nun, verneigten uns gegen den Principe — der bei dem absichtlichen Geräusch unseres Aufbruches sich umblickte, ohne von dem Gruße die mindeste Notiz zu nehmen, und gingen leicht die Hüte lüftend an Ruffini vorüber. Ohne daß der Spion etwas bemerkte, glitt der Brief an mir nieder. Ruffini erwiederte durch eine Handbewegung unseren Gruß, dabei entglitt das Buch seiner Hand, er hob es auf und der Brief befand sich sicher zwischen dessen Blättern.

Indem wir uns in deutscher Sprache lebhaft über die Motive, welche wir für unsere nächsten Bilder gewählt, unterhielten, gingen wir ohne den Anschein, ihn bemerkt zu haben, an dem Spion vorüber. — —

Am folgenden Tage etablirten wir uns etwas früher auf derselben Stelle, aber wir waren noch nicht lange da, als wir auch schon den Fürsten, wie es schien, weit hinfälliger und schwächer als gestern, auf Ruffini gestützt ankommen sahen. Aber ein Blick in sein uns zugewendetes Gesicht, in die von Feuer und Energie strahlenden Augen sagte mir sogleich, daß diese Hinfälligkeit nur Maske sei. Wohl mochte er angegriffen sein durch das, was er erfahren, denn er wußte ohne

Zweifel Alles, hatte wahrscheinlich selbst den Brief gelesen, denn er erschien noch bleicher als gestern und die entzündeten Augenlider bewiesen, daß die armen Augen, deren Quellen wohl seit Jahren vertrocknet gewesen, die Thränen wiedergefunden hatten durch die überwältigende Freude, welche wie Frühlingssonnenstrahl mit der Nachricht über das Leben seines Kindes in das arme, schmerzgequälte Herz eingezogen sein mußte. Als er an uns vorübergehend durch ein leichtes Neigen des Kopfes unsere ehrerbietigen Grüße erwiederte, traf mich ein Strahl unaussprechlich liebevollen Dankes aus den ausdrucksvollen Augen, er bewegte leise die Lippen und streckte die Rechte wie segnend nach mir aus.

Diese stumme Dankbarkeit, diese belebende Freude und wiederkehrende Lust am Leben auf den gestern noch so kummervollen, apathischen Zügen, wie den so matten, verschleierten Augen zu sehen, hatte etwas Rührendes, Wohlthuendes für mich, ich hätte zu seinen Füßen stürzen, ihn mit dem theuren Vaternamen begrüßen mögen, denn dieser ehrwürdige Mann brachte mir, ich fühlte es, das Herz eines Vaters entgegen.

Weit, weit öffnete es die Pforten, um Anglae und mich mit gleicher Liebe zu umschließen,

dies arme, schmerzzerrissene, an Liebe so verarmte Herz.

Ruffini nahm seinen gestrigen Sitz wieder ein und saß längere Zeit, den Kopf in die Hand gestützt, auf sein Buch niederstarrend, stumm vor mir.

„Nun, Signor Ruffini" — begann ich endlich voll Ungeduld — „Sie sind so still? Ich erwartete Sie anders zu finden."

„Ach, Excellenza" — erwiederte er — „wo soll ich anfangen? Wo soll ich aufhören? Nicht Mangel an Dankbarkeit läßt mich schweigen, sondern das Uebermaß derselben. Die gesegneten Nachrichten, welche Sie mir brachten, und die ich Glücklicher begnadigt ward, meinem theuren Herrn mitzutheilen — er weiß bereits Alles — kann Ihnen nur Gott allein, der Gott, an dem ich schwacher, kurzsichtiger, kleingläubiger Mensch zu zweifeln mich erkühnte, lohnen. Wir sind Beide zu schwach dazu."

„Sagen Sie das nicht, mein lieber Ruffini. Es ist keine geringe Genugthuung für mich, in Ihr Herz den Glauben an Gott zurückgekehrt zu sehen, und dann erwarte ich von dem Fürsten den höchsten Lohn durch das Kleinod, das er sein nennt, das ich zwar nie hoffen kann ganz

zu verdienen, das aber mein zu nennen meines Lebens höchste, einzige Hoffnung ist."

„Zweifeln Sie nicht, Excellenza, dies Kleinod wird das Ihre werden, sobald es uns nur gelingt, es mit seiner treuen Pflegerin aus den Händen jener Elenden zu befreien. Doch jetzt drängt die Zeit und mahnt uns, sie zu nutzen. Lassen Sie mich deshalb über alles Uebrige hinweggehen. Die Sprache ist ohnedem zu arm, um Ihnen den Eindruck zu schildern, welchen dieser gesegnete Brief auf uns Hoffnungslose machte, nur eine reiche Phantasie könnte sich annähernd denselben vorstellen und ausmalen. Mein theurer Herr lebt wieder auf, er hat im Augenblicke die Schwäche der Jahre, des Kummers und der Leiden abgeschüttelt und ist wieder der geistesstarke, energische Mann von früher geworden, den überhaupt nur die zarte Sorge für den damaligen Zustand der geliebten Gattin und die Rücksicht auf die wohl daraus entstehende übergroße Aengstlichkeit vermögen konnte, sich mit ihr auch nach dem Tode des Marchese noch zu verbergen. Wäre es damals nach seinem Willen gegangen, er würde sofort mit der Gattin in die Welt zurückgekehrt sein und offen für sie das

Recht gefordert haben, das ihr gebührte. Doch ach! sie wollte zum Unglück anders und er gab, aus Schwäche der Liebe und zärtlicher Sorge um sie, ihrem unheilvollen Wunsche nach tiefster Verborgenheit nach.

Diese Verborgenheit aber gab gerade den Bösewichtern leichtes Spiel, sie konnten im Dunkel und Geheimniß ihre Minen zur Zerstörung alles Glückes graben, ohne bemerkt zu werden. Diese im einsamsten Winkel Schottlands lebenden, einfachen, von Niemand gekannten jungen Gatten waren freilich leichter zu treffen, als das am Hofe des Königs wohl gelittene, in der großen Welt und im vollen Glanze seines fürstlichen Namens und Reichthums lebende Paar.

Der Fürst wünscht keine Zeit zu verlieren, um sich mit seiner Tochter zu vereinigen.

Heute noch, eine Stunde nach Mitternacht, werden an der hintern Gartenpforte des Schlosses vier Pferde bereit stehen. Dort treffen wir mit Ihnen, Excellenza, zusammen, reiten nach Aquila, wo wir uns einen Wagen verschaffen, eilen sofort nach der Villa Valeri und entführen die Principessa Angela sammt den Puzzolinis. Dann eilen wir nach Neapel, wo sich der Principe mit seiner Tochter unter den Schutz des

Königs stellt, der als Kronprinz einst sein intimer Freund war. Wie gefällt Ihnen dieser Plan, Excellenza?"

„Ganz ausgezeichnet, er macht der Energie und Geistesfrische des Principe alle Ehre. Aber — und das ist eine wichtige Frage, über die wir nicht leichtsinnig hinweggehen dürfen, weil an ihr möglicherweise Alles scheitern kann; wird des Fürsten Körper kräftig genug sein, um die Strapazen eines solchen Parforcerittes und einer derartigen Courierreise ertragen zu können? Und wie steht es mit Ihnen, denken auch Sie der Anstrengung gewachsen zu sein?"

„Gewiß! Der Fürst ist ein ausgezeichneter Reiter, ich kein schlechter, und wir sind Beide nicht außer Uebung, da der Arzt seit einigen Jahren dem Fürsten das Reiten zur Pflicht machte."

„Nun, das beruhigt mich. Doch habe ich zu des Fürsten vortrefflichem Plan nur noch den Zusatz zu machen, daß mein getreuer Max hier sofort nach Aquila aufbrechen und meinen Wagen zu unserer sofortigen Aufnahme in den Stand setzen und mit ihm uns erwarten muß. Ferner werde ich mich nicht mit dem an sich ganz unschätzbaren Schutze des Königs allein begnügen,

sondern mich nebst meiner Braut und meinen künftigen Schwiegervater, kurz uns Alle unter den Schutz des Gesandten Oesterreichs stellen. Das wird unsere Sicherheit um ein Wesentliches vermehren. Gift und Dolch, diese beliebten Waffen der Jesuiten, dürfte man unter diesen Umständen kaum anzuwenden wagen. Ich glaube übrigens, auch gegen diese könne man sich bei einiger Vorsicht leicht schützen, und Ihr Beispiel, mein lieber Ruffini, scheint diese meine Ansicht zu bestätigen, da es dem Pater Giralomo wohl nicht an dem guten Willen, Sie bei Seite zu schaffen, gemangelt haben wird."

„Da haben Sie, Excellenza, nur zu sehr Recht, jedoch das hat so seine eigene Bewandtniß. Jeder Andere an meiner Stelle lebte wohl schon lange nicht mehr, trotz aller Vorsicht. Ich bin so glücklich, in meinem Onkel, einem Bernhardinermönch, den Schutzgeist zu besitzen, der Pater Giralomo's Mordlust im Zaume hält. Wie es ihm gelingt, warum Pater Giralomo den alten Pater Stefanio fürchtet, ahne ich nicht einmal, genug, es ist der Fall und mein Leben ein gefeites für ihn."

„Könnte man nicht von dem Pater Stefanio erlangen — ?"

„Unmöglich! Mein alter Ohm, ein sehr gelehrter Mann, ist ein närrischer, mürrischer Kauz, der durchaus nicht geneigt ist, irgendwelche Macht über Giralomo einzugestehen, noch vielweniger sie zu Gunsten Irgendwessen außer mir zu gebrauchen. Das Grab ist nicht schweigsamer als er."

„Das ist sehr zu bedauern. Ich hätte den Elenden so gern unschädlich gemacht für immer. Nun, überlassen wir dies Gott, er wird ihn schon zu finden wissen. — Jetzt wollen wir eilen, daß Max fortkommt. Auf Wiedersehen nach Mitternacht, Signor Ruffini. Gott blende unsere Feinde, damit wir unentdeckt bleiben und nicht genöthigt werden, Blutschuld auf uns zu laden."

„O, damit hat es keine Noth, es fällt den Verräthern gewiß nicht ein, uns auch in der Nacht zu bewachen. Sie sind so sicher und faul geworden die Jahre daher, daß sie vom Abend bis zum Morgen schlafen wie die Murmelthiere. Wenn sie Alles verschlossen und verriegelt haben wie gewöhnlich, so werden sie sich einbilden, daß wir ihnen sicher sind. Sollten sie uns jedoch wider Erwarten dennoch entdecken, so gebe ich freilich keinen Scudi für ihr Leben, sobald sie es wagen sollten, uns in den Weg zu treten. Wir

werden natürlich bewaffnet sein, und weder mein Herr noch ich haben Ursache sie zu schonen, noch würden wir uns Gewissensskrupel darüber machen, wenn unsere Sicherheit uns zwänge, sie niederzuschießen."

Wir hatten indessen eingepackt und gingen nun, uns wie gestern vor dem Fürsten verbeugend, der aber diesmal sich gar nicht umschaute, unseres Weges. Der Spion hatte wieder, wie wir gleich Anfangs bemerkten, seinen Lauerposten inne und vermochte auch heute nicht das Geringste von unserem im leisesten Tone geführten Gespräche zu vernehmen, bei dem Ruffini in der Stellung eines eifrig Lesenden verharrte und ich so rasch und fleißig malte, als müsse ich noch heute mit meinem Bilde fertig werden — es war eine köstliche Sudelei, ich besitze sie noch und werde sie Dir zeigen — während nur der fleißige, schweigsame Max ihm den vollen Anblick seines ruhigen Gesichtes gönnte. — —

Der Himmel selbst schien unser Vorhaben zu begünstigen, denn er begann sich gegen Abend mit Wolken zu bedecken, die sich rasch so vermehrten und verdichteten, daß weder ein Stern noch der um Mitternacht aufgehende Mond die schwere, schwarze Decke zu durchdringen vermochte. Dazu

heulte und brauste der Wind mit dumpfen und unheimlichen Lauten über die Erde. Nur mit vieler Mühe fand ich nach langem Suchen die mir bezeichnete kleine Pforte in der Gartenmauer. Geräuschlos öffnete sie sich unter meiner tastenden Hand und ich stand einer dunklen Gestalt gegenüber, die meine Hand mit freundschaftlichem Druck ergriff, und eine sonore, obgleich gedämpfte Stimme hieß mich mit bewegten Worten willkommen. Es war der Principe selbst, der mich so begrüßte. Dann trat Ruffini hinzu und wenige Minuten später verließen wir, erst langsam, dann immer schneller reitend, so weit der Weg dies gestattete, das Gebiet des Schlosses.

Wir hatten vortreffliche Pferde, die mit bewundernswürdiger Sicherheit die ihnen bekannte, ziemlich steil abfallende Straße dahineilten.

Plötzlich überfiel uns ein Regenschauer, der jedoch nicht lange anhielt. Gleichzeitig zog sich der Wind mehr in die oberen Luftschichten, trieb die Wolken vor sich her und kam dem Mond zu Hilfe, der seine reinigende Kraft da oben wohl schon längst in Betrieb gesetzt haben mochte, ohne durchdringen zu können. Nun warf er in immer länger und länger währenden Intervallen sein freundliches Licht auf unsern Pfad her-

nieder und machte es mir möglich, meine Begleiter zu sehen. Hatte mich schon bei Begrüßung der Ton des Fürsten, der in seinem energischen sonoren Klange verschieden wie Tag von Nacht von jenem müden, gebrochenen, schleppenden Organ war, das ich gestern von ihm vernommen, auf eine wesentliche Aenderung vorbereitet; so glich doch nichts dem Staunen, das sich meiner bemächtigte, als ich jetzt den stumm neben mir Dahinreitenden musterte. Die hohe Gestalt saß stolz und ungebeugt, mit einer Eleganz und Sicherheit zu Pferde, wie der jüngste Cavalier.

Das talarähnliche Gewand war durch einen dunklen, bis zum Halse geschlossenen Rock, der freilich etwas zu weit geworden war, aber doch die elegante Gestalt hervorhob, ersetzt. Waren diese Veränderungen schon erstaunlich genug, so waren sie doch noch gering gegen die anderen. Wo war das lange Haar? Wo der volle, lang herabfließende Bart? Das Haar war militärisch kurz geschnitten, der Bart ganz verschwunden bis auf den die Oberlippe zierenden Schnurrbart, welcher dem bleichen Gesicht mit den dunklen, flammenden Augen etwas entschieden Militärisches verlieh. Alles in Allem erschien der Fürst, der am Morgen noch ein Greis geschienen, jetzt

als ein auffallend schöner Mann, den man, wenn nicht die weiße Farbe des Haares und Bartes, sowie die ausnehmende bleiche, krankhafte Farbe des Gesichtes diesen Eindruck wieder zerstört hätte, höchstens für einige dreißig Jahre alt geschätzt haben würde. Mit Interesse durchforschte ich diese Züge, die mich in einer Menge kleiner Eigenthümlichkeiten neben den Hauptzügen der Familie an ein anderes schönes, ebenfalls lilienbleiches und doch so jugendfrisches, liebliches Antlitz erinnerten. Die Aehnlichkeit, die ich trotz jener vorhandenen Familienzüge gestern fast vergebens gesucht, sie sprang mir jetzt sofort in die Augen, und ich ward nicht müde, den Vater der Geliebten immer und immer wieder zu betrachten und ihn im Geiste mit meiner holden Angela zu vergleichen.

Während unseres eiligen Rittes nach Aquila, das wir Dank unseren guten Pferden zeitiger als ich erwartet hatte erreichten, wechselten wir nur wenige Worte. Der Wagen erwartete uns bereits und war reich mit Lebensmitteln für uns Alle versehen, da wir ununterbrochen bis zum nächsten Dorfe vor der Villa Valeri fahren wollten. Dort wollten wir Rast machen und ich vorausgehen, um mich am Tage zu überzeugen, ob

das mit Puzzolini verabredete Zeichen, unserem Eintritt in die Villa stehe nichts im Wege, an seinem Platze sei und ihm meinestheils durch ein anderes Zeichen unsere in der Nacht bevorstehende Ankunft zu verkündigen. Das war unser Plan. Ich selbst übergab in meinem Namen unsere vier Pferde dem Postmeister von Aquila, der ihre Weiterbeförderung nach Neapel übernahm, und wir bestiegen den Wagen, der uns so rasch, als die bestellten Relais es möglich machten, nach der Villa bringen sollte. Während der drei Tage und Nächte, welche unsere Reise dauerte, fand zwischen dem Fürsten und mir gänzliche Verständigung statt, er erfuhr Alles, was die Signora wegen allzugroßer Weitläufigkeit nicht zu schreiben vermochte, erfuhr, wie ich nach der Villa gekommen, wie ich Angela's Bekanntschaft gemacht, welche Pläne die Signora in Bezug auf uns entworfen und wie unsere Liebe ihnen vorausgeeilt, nur seine Einwilligung und seinen Segen noch zum vollkommenen Glücke ermangele. Diese Einwilligung ward mir in der gütigsten, väterlichsten Weise unter der einzigen Bedingung zu Theil, daß ich dies so spät ihm geschenkte Kind nicht von seiner Seite reiße, sondern ihm gestatte, uns nach Deutschland zu begleiten,

wo er sich in unserer unmittelbaren Nähe ein Schloß bauen, oder, wenn möglich, ein solches kaufen werde. Wie gern ging ich auf diese Bedingung ein, wer hätte auch so grausam sein mögen, diesem um die schönsten Vaterfreuden betrogenen Manne den späten Genuß der Liebe seines Kindes nur im Entferntesten verkümmern zu wollen. — Ich ließ mir versprechen, daß er uns nicht nur begleiten, sondern auch unsere Wohnung mit uns theilen, immer mit uns leben wolle, was bei der Größe meines Familienbesitzes auch ohne alle Gêne für einen von uns stattfinden konnte. Mit Thränen in den Augen drückte er mich dankend an sein Herz.

Der Aermste, wie fühlte ich mit ihm; konnte doch nimmermehr dies späte Glück, welches er durch die Tochter finden sollte, der sein Herz mit der innigsten, zärtlichsten Liebe entgegenschlug, die tiefen Wunden seiner Seele heilen, noch den qualvollen Schmerz dämpfen, mit welchem er vernehmen mußte, wie schändlich sein angebetetes Weib hingeopfert worden war. Er hatte die langen Jahre daher unendlich viel gelitten, aber jetzt litt er noch entsetzlicher. Was man auch gegen ihn selbst verbrochen, er war geneigt zu vergessen, ja, wenn man ihn nur jetzt endlich in

Ruhe ließ, so konnte er vielleicht sogar verzeihen, aber niemals konnte er das thun, da man seinen Engel so schrecklich gemordet. Noch vor dem Throne Gottes wollte er dafür Sühne fordern, Ruffini und ich, wir hatten in jenem Augenblicke Alles aufzubieten, um den bald weinenden, bald fluchenden Mann zu besänftigen. Das bleiche Gesicht glühte, auf den Lippen stand Schaum, die Augen schleuderten Blitze und rollten wie im Wahnsinn. Endlich nach einer angstvollen Stunde sank das hoch auflodernde Feuer schmerzvoller Leidenschaft zusammen, die Schwäche des Körpers, der solchen Strapazen und Erregungen nicht gewachsen war, kam uns zu Hilfe. Tiefe Erschöpfung bemächtigte sich des Beklagenswerthen und endlich brachte ein lang andauernder, wohlthätiger Schlummer ihm Vergessen und Stärkung. Während dieses Schlummers machte mir Ruffini den Vorschlag, in seiner Begleitung den Pater Stefanio in seinem Kloster zu Neapel aufzusuchen. Seine Ansicht war in Folge meiner Mittheilungen eine andere als vorher geworden. Er meinte nun, die Schilderung einer solchen Kette von Schändlichkeiten und Verbrechen werde seinen gelehrten Onkel doch wohl so empören, daß er seine tiefe Abneigung, sich in die Ange-

legenheiten Anderer, und ganz vorzüglich der ihm außerordentlich verhaßten Jesuiten zu mischen, überwindend, seinen Einfluß zum Verderben des mörderischen Giralomo anzuwenden geneigt sein werde.

„Glauben Sie mir, Excellenza“ — fuhr er fort — „nur auf diesem Wege können wir dem Menschen beikommen, denn das einzige Verbrechen, welches ihm bewiesen werden kann, ist die Verheimlichung der Existenz der Tochter des Fürsten. Das wird aber gewiß nicht bestraft, denn der Jesuit wird schon dafür sorgen, eine Menge entschuldigende Gründe dafür bereit zu halten, die das Gericht nur zu gern gelten lassen wird, weil es eben Niemand gelüstet, sich an einer Jesuitensache die Finger zu verbrennen. Keiner der verübten Morde ist zu beweisen, weder die zwei Mordversuche an dem Principe, noch die vollbrachten an der Principessa und dem Marchese. Die Hebamme läßt man in einem Kloster verschwinden, falls sie noch lebt, und der zu Staub zerfallene Leib des Marchese bietet kein Object für Nachforschungen mehr dar, noch kann er die leiseste Spur des Giftes mehr bewahren.“

„Sie haben darin ganz Recht. Aber können

Sie wirklich glauben, das geistliche Gericht werde mehr für uns thun als das weltliche?"

„Für uns? Nein, nicht das Geringste. Aber es kommt uns doch nicht darauf an, ob Pater Giralomo um unsertwillen, oder vielmehr um der an der Familie d'Azeglio begangenen Verbrechen bestraft und für immer beseitigt wird, sondern der Principe und Alle können zufrieden sein, wenn das nur überhaupt geschieht. Und das wird geschehen, wenn mein Oheim sich herbeiläßt, sein Schweigen zu brechen. Das Geheimniß, welches er allzu rücksichtsvoll für solchen Elenden hütet, ist, davon bin ich fest überzeugt, vor dem geistlichen Gericht ein sehr gravirendes Vergehen, denn ich weiß, kein Gericht im Himmel und auf Erden als dieses eine fürchtet ein solcher Schurke wie Giralomo so, um seinen eisernen Willen vor Stefanio zu beugen und den zu schonen, den er lieber zehnmal gemordet hätte. Sie werden sehen, Excellenza, daß ich richtig combinirt habe. Stoßen Sie sich nur nicht an meines Oheims unfreundliche, starre Manieren. Er hat im Grunde ein edles Herz, verabscheut Lug und Trug und verachtet Giralomo auf das Tiefste." —

Wir fanden Alles sicher bei unserer Ankunft

und nichts störte das Zusammentreffen von Vater und Kind. Es war eine Stunde wunderbarer Weihe, voll reinsten Entzückens, seligster Freude und inniger Rührung. Doch sie ging unaufhaltsam vorüber, wie Alles hienieden dem ewigen Wechsel unterworfen ist, und der Freude folgten die tiefschmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit, welche die beiden so lange getrennt gewesenen Freunde, der Principe und Signora Puzzolini mit einander tauschten. Die seltene Treue der Signora, ihre unwandelbare, unverwelkliche Liebe für die heimgegangene Principessa Antonina, wie die ungeheuren Opfer, welche sie dieser Liebe gebracht, stellten sie mehr noch als ihre feine Erziehung auf gleiche Stufe mit uns und fesselten den Fürsten mit der Liebe eines Bruders an sie, wie ich von allem Anfang mich mit vertrauender Achtung und bald mit täglich zunehmender Neigung von ihr angezogen gefühlt.

Dieser Abend vollendete mein Glück. Angela ward mir feierlich durch den Fürsten anverlobt. Puzzolini erhielt förmliche Verzeihung für seinen Antheil an der Intrigue gegen den Fürsten, und mit den brillantesten Anerbieten für die Zukunft das bestimmte Versprechen, bei dem Könige Gnade für das so lange bereute, so schwer gebüßte, in

der Trunkenheit von ihm verübte Verbrechen zu erbitten. Puzzolini war, die Möglichkeit, von der drückenden Kette befreit zu werden, die er wie ein Galeerensclave am Fuße mit sich umherschleppte, vor sich sehend, wie umgetauscht, er ward lebendig, fast heiter und betrieb mit hastiger Eile die Anstalten zur Abreise, sich auch nicht einen Moment Ruhe gönnend.

Und in der That, ich mußte ihm beistimmen, daß es besser sei sich damit zu beeilen, denn erst am Tage vor unserer Ankunft war ein Schreiben angelangt, welches des Pater Giralomo entschiedene Besserung meldete und einen genauen Bericht über das Leben der Villabewohner forderte, hart und streng die Unterlassung tadelnd, welcher sich Puzzolini schuldig gemacht, da er versäumt, den Bericht zur gewohnten Zeit einzusenden. Wenn auch sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Provinzial Giralomo, krank sei, so solle er darum nicht vergessen, daß es der Orden Jesu sei, dem er diene und der sein Schicksal, Schimpf oder Ehre, Leben oder Tod in seiner Hand halte. Puzzolini war überzeugt, daß es bei dieser Strafpredigt nicht sein Bewenden haben, sondern bald ein Visitator erscheinen werde, um zu untersuchen, ob er sich keiner Unterlassung seiner

Pflichten schuldig gemacht und der kostbare Vogel, dessen Käfig er bewachen mußte, noch wohl erhalten vorhanden sei. Eine weitere, zwar schon stets geahnte, darum aber nicht minder unangenehme Entdeckung war fast gleichzeitig von Marco selbst gemacht worden. Er hatte seine Frau erwischt, als sie an einem tagebuchartigen Bericht schrieb, in dem haarklein erzählt war, was ein jeder der Hausbewohner gesagt und gethan, so weit dies zu ihrer Kenntniß gekommen, ja es fand sich, daß sie es sehr gut verstand diese Kenntniß durch Spionage und Lauschen zu erweitern. Meiner war in dem Bericht allerdings nur mit einer gewissen Reserve als eines kranken Fremden gedacht, der ein paar Wochen im Hause verpflegt worden und, sobald er genesen, wieder abgereist sei. Die Principessa habe weder ihn, noch weniger er sie gesehen. Abgesehen davon, daß sie das Letztere überhaupt nicht wissen konnte, wenn sie nicht auch während der Nacht spionirte, was augenscheinlich doch nicht der Fall war, durfte ich diese rücksichtsvolle Reserve wohl in erster Linie mit dem reichen Geschenk, mit welchem ich ihre Dienste belohnt, und dann vielleicht auch ein wenig der Leutseligkeit, mit

mit welcher ich gewohnt war diese Art von Leuten zu behandeln, zuschreiben. Marco war ganz außer sich über diese Entdeckung gewesen, und nach Art der meisten dieser Unglücklichen von äußerst jähzornigem Charakter, hatte er seine Frau fürchterlich geschlagen, ja er würde sie, unzurechnungsfähig wie er vor Zorn war, vielleicht so lange geschlagen haben, bis sie unter seinen Händen den Geist aufgegeben, wenn nicht Angela dazu gekommen und sie tief entrüstet seinen Händen entrissen hätte. Als sie freilich Marco eine Strafpredigt hielt und von ihm die Ursache dieses außergewöhnlichen Zornes erfuhr, wendete auch sie sich mit tiefster Verachtung von der Verrätherin ab, die ihre unerschöpfliche Güte mit solchem Undank lohnte. — Wie sich herausstellte, hatte die Elende derartige Berichte in jedem Monat an Pater Giralomo abgesendet. Marco hatte geschworen, daß sie ihm nie wieder vor Augen kommen dürfe und sperrte sie so lange bei Wasser und Brot in den Keller ein, als unsere Vorbereitungen zur Abreise dauerten.

Diese fand aus Vorsicht während der Nacht statt. Wenn unsere Gefangene am Morgen erwachte, würde sie zwar die Kellerthür offen, dafür aber alle Ausgänge des Hauses geschlossen

wie die Zimmer der untern Etage finden, so daß es ihr unmöglich war, durch eins der Fenster zu entfliehen. Das Haus war so verproviantirt, daß eine einzelne Person länger als ein halbes Jahr gut leben konnte, und so lange brauchte sie keinesfalls zu warten, ehe ihre Gefangenschaft durch einen Bevollmächtigten des Paters oder der Marchesa ihr Ende erreichte.

Ohne alle Fährlichkeiten erreichten wir Neapel, wo durch die freundliche Fürsorge des Gesandten, den ich schriftlich darum gebeten, ein Haus zu unserer Aufnahme bereit stand, da der Fürst aus verschiedenen Gründen nicht in seinem eigenen Palaste zu wohnen wünschte. Uebrigens zeigte es sich später, daß dieser Palast wie alle übrigen Besitzungen des Fürsten sich in dem denkbar vernachlässigsten Zustande befand. Die geistliche Verwaltung hatte, um die höchsten Revenuen aus den Gütern zu ziehen, ein wahres Aussaugesystem auf ihnen entrirt, aber nicht das Geringste zur Erhaltung derselben gethan.

Der von der Regierung ernannte Aufsichtsrath hatte wohl keinen geringen Vortheil darin gefunden, die Verwaltung für ausgezeichnet, ja über alles Lob erhaben auszugeben. Hatte der Orden denn doch eine Ahnung davon ge-

habt, daß nicht Alles so glatt abgehen werde, als man wünschte, und beeilte sich deshalb, so viel als nur möglich für sich auf die Seite zu bringen?

Man mußte das annehmen, denn nur so erklärte sich diese Art zu wirthschaften, welche den Werth aller liegenden Güter täglich verringerte und die von einem Besitzer, oder Jenen, die es werden wollten, die unverantwortlichste Dummheit, ein wahnsinniges Wüthen gegen die eignen Interessen genannt werden mußte.

Der Principe verlor keine Zeit, er schrieb sofort an den König und bat um Audienz.

Bereits eine Stunde nach Uebersendung des Schreibens fand sich der erste Kammerherr des Königs ein, den Fürsten sofort in den Palast zu entbieten. Wer die Grade des unfehlbaren Thermometers kennt, welcher im Benehmen dieser nächsten Umgebungen der Regenten liegt, wußte augenblicklich, wie hoch die Gunst des Monarchen für den Jugendfreund sei, und es bedurfte der Versicherung des Kammerherrn nicht, daß der König den Fürsten mit wahrhafter Sehnsucht erwarte.

Wir erwarteten die Rückkehr des Fürsten mit Spannung und Ungeduld. Ich hatte über das

Resultat der Audienz, das jedenfalls in der Hauptsache ein entschieden günstiges sein mochte, meine eigene Meinung. Der König war, wie ich recht gut wußte, viel zu sehr Pfaffenknecht, als daß ich von ihm eine Bestrafung des Pater Giralomo hoffen durfte, er würde als Priester dem König unantastbar gelten. Ruffini, mit dem ich mich sehr gern unterhielt, weil er ein überaus verständiger und für seinen Stand ungewöhnlich gebildeter, kenntnißreicher Mann war, theilte nebst Puzzolini diese Meinung. Wir verabredeten deshalb für den nächsten Tag einen Besuch im Kloster der Bernhardiner.

Der Erfolg der Audienz bestätigte unsere Ansichten. Der König hatte den Principe überaus gnädig, ja sogar zärtlich empfangen, seiner Erzählung mit Spannung und tiefer Theilnahme gelauscht, ihm jede Beihilfe und Schutz vor aller weiteren Verfolgung versprochen, und die Bestrafung der Marchesa zugesagt. Ferner war er sofort bereitwillig gewesen, nicht nur den Befehl, eine jede Anklage gegen Puzzolini in Bezug auf die verjährte schlimme That niederzuschlagen, sondern versprach auch die völlige Begnadigung des Mannes unverzüglich ergehen zu lassen. Damit jedoch war seine Bereitwilligkeit zu Ende,

denn in Bezug auf den Pater wollte er sich auf nichts einlassen und lehnte es endlich geradezu ab, ihn vor Gericht zu ziehen. Die Verurtheilung eines Priesters — hatte er gemeint — schwäche die Achtung und Verehrung des Volkes vor dem ganzen Stande. — Den Mißmuth des Freundes über diese Erklärung zu beschwichtigen, hatte er gerathen, sich mit einer Klage direct an den General der Jesuiten zu wenden. Der Fürst hatte hierauf den König offen gefragt, ob er glaube, daß eine solche Klage auch nur den geringsten Anschein von Erfolg für sich habe. Achselzuckend hatte hierauf der König von dem Gegenstand abbrechend das Gespräch auf mich gebracht, sich sehr anerkennend über meine Verdienste bei der letzten geheimen Sendung meines Hofs geäußert und den Fürsten aufgefordert, morgen mit seiner Tochter und mir im Palaste zu erscheinen.

Diese Audienz, welche Vormittags stattfinden sollte, machte eine Veränderung der Stunde unseres Besuches im Kloster der Bernhardiner nöthig, wir verschoben ihn also auf den Spätnachmittag.

War der König auch nicht geneigt dem Freunde in Bezug auf Giralomo den Willen zu thun,

so war er doch entschieden gewillt, ihn vor allen weiteren Intriguen oder Verbrechen sicher zu stellen. Das Haus, welches er mit uns bewohnte, erhielt einen Doppelposten der Leibwache des Königs, und ein Mitglied der geheimen Polizei ward in die Portierloge einquartiert, um mit Argusaugen das Thor zu bewachen und jeden Eintretenden um seine Berechtigung dazu zu prüfen. Dem Gericht gingen die nöthigen Befehle behufs der Anerkennung Angela's und der Wiederaufnahme der Selbstverwaltung seines Vermögens von Seiten des Principe, noch an selbem Tage mit dem Bemerken zu, die betreffenden Erlasse und Verfügungen bei Vermeidung allerhöchster Ungnade auf das Aeußerste zu beschleunigen. Ferner kam schon in der Frühe des andern Morgens die Begnadigung Puzzolini's an. Du siehst, der König hatte seine Zeit nicht verloren, es war ihm heiliger Ernst, den Jugendfreund in Allem zufrieden zu stellen, wo er es vermochte ohne den eigenen religiösen Ueberzeugungen zu nahe zu treten.

Wie er an anderer Stelle noch weiter für den Schutz des Freundes gesorgt, sollte ich später erfahren. Ich fand mit meiner Braut eine überaus gnädige Aufnahme. Beide Majestäten zeig-

ten uns die überraschendste Liebenswürdigkeit und luden uns zum Frühstück.

Dabei wurden wir dem engeren Hofcirkel als Verlobte präsentirt und der König toastete auf uns.

Hier wie an jedem neuen Tage erhielt ich reiche Gelegenheit meine Braut zu bewundern. Sie bewegte sich auf dem ungewohnten Boden des Hofes mit einer Sicherheit und Grazie, einer natürlichen Würde und Anmuth, einem stolzen und doch liebenswürdigen Anstande, als wäre sie seit ihrer Kindheit in der Gesellschaft einheimisch.

Dafür waren aber auch von den Majestäten bis zu den Lakaien herab, die Damen mit inbegriffen, alle Anwesenden von ihr entzückt.

Die Folge dieses allgemeinen Beifalles war die, daß sie stets umringt war und in einer Weise in Anspruch genommen wurde, welche mich für ihre Kräfte fürchten ließ. Doch sie bestand die Feuerprobe einer ununterbrochenen Conversation von Anfang bis zu Ende mit Geist, Dank der vortrefflichen Erziehung, welche die Signora Puzzolini ihr gegeben, und man merkte ihr nicht die geringste Ermüdung an. Als wir endlich wieder in den Wagen saßen, lehnte sie sich ermüdet an des Vaters Schulter und

sagte: „O Papa! wie froh bin ich, daß dies überstanden ist. Puh! mir summt der Kopf, es geht darin Alles durcheinander. Weißt Du aber, worüber ich mich am meisten wundern muß?“

„Nun, mein Herzenskind, was ist es, das Dich in Verwunderung setzt?“ fragte der Fürst, das geliebte Kind zärtlich an sich ziehend.

„Die außerordentliche Neugier dieser Menschen.“

„Nun, das ist ein Naturfehler vieler, ja meist aller Sterblichen —“ erwiederte er lächelnd.

„Ach, das weiß ich wohl, denn ich selbst bin gar nicht frei davon“ — versetzte sie rasch — „ich wundere mich auch nicht über die Sache selbst, sondern über die Ungenirtheit, mit der man mir damit zur Last fiel. Bei jeder neuen Person, der ich oder die mir vorgestellt ward, mußte ich fast dieselben Fragen beantworten. Mama Puzzolini hat mir aber gesagt, daß dies sehr unschicklich und daß eins der sichersten Kennzeichen guter Erziehung das sei, nie und nirgends fremden Personen gegenüber unsere Neugier zu zeigen. Ich kann nun doch nicht glauben, daß alle diese ohne Zweifel sehr vornehmen Personen, die sich mit mir unterhielten, eine mangelhafte Erziehung haben. Ja, wollte

ich selbst in ihrem Falle so weit gehen, so kann ich das doch nicht in Bezug auf die Majestäten, sie waren aber noch neugieriger als alle Anderen."

„Ja, meine süße Angela" — lachte ich — „das ist etwas ganz Anderes. Königliche oder überhaupt fürstliche Personen haben das Privilegium, so neugierig zu sein als sie wollen, Niemand darf sich davon verletzt fühlen oder es etwa gar wagen, diese lästige Neugier zurückzuweisen, man muß im Gegentheil als loyaler Unterthan auf das Erschöpfendste darauf eingehen und hat die Verpflichtung, diese Neugier als ganz besondere huldreiche Theilnahme und hohe Gnade zu betrachten. Und was nun jene anderen Personen betrifft, deren Aufdringlichkeit Dir lästig ward, so glaubten sie wohl, Dir als völligen Neuling in der Gesellschaft gegenüber nicht jene Zurückhaltung nöthig zu haben, welche ihnen sonst der gute Ton vorschreibt."

„Ueberhaupt, mein liebes Kind" — fügte der Fürst hinzu — „wirst Du bei näherer Bekanntschaft mit der Welt finden, daß es Leute genug — es ist sogar die Ueberzahl — giebt, welche trotz der besten Erziehung doch jener Bildung des Herzens, jenes feinen, taktvollen Zartgefüh-

les ermangeln, welche die sicherste Richtschnur für das Benehmen eines wahrhaft gebildeten Menschen sind. Diese Bildung, dieser Takt des Herzens sind angeboren und keineswegs ein Privilegium der höheren oder auch nur der sogenannten gebildeten Stände, ich habe sie in allen Schichten des Volkes gefunden."

Angela schüttelte verwundert ihr reizendes Köpfchen und sagte langsam: „Eure Welt scheint doch etwas sonderbar zu sein, und ich merke, daß es nicht so leicht sein mag, sich mitten in ihr mit Sicherheit zu bewegen." —

In Pater Stefanio fand ich einen sehr alten, überaus finstern, unfreundlichen Mann, der mir von dem fast freundlichen Blicke, mit dem er den Neffen begrüßte, nicht nur keinen Schimmer zu Theil werden ließ, sondern, als wolle er mir diese Ausnahme und den Vorzug des Neffen noch ganz besonders bemerklich machen, mich geradezu ungezogen empfing. Wozu aber wäre ich Diplomat gewesen, wenn ich nicht dem finstern Greise schnell die Achillesferse abgemerkt hätte, bei der er zu fassen war. Das wurde mir hier leicht genug, ein Blick in der einem Alterthummuseum gleichenden, mit alten Büchern und noch älteren Handschriften vollgepfropften Zelle umher, genügte

mir. Pater Stefanio war ein leidenschaftlicher Archäolog, und zwar ging ihm antiquitas liberata über Alles. Ich wußte nun, wie ich ihn gewinnen konnte. Ich war damals noch der glückliche Besitzer einer echten Papyrus aus der Zeit des Sesostris, die einer meiner Vorfahren mit aus Egypten gebracht, nachdem er sie selbst einem von ihm aufgefundenen und auf seine Kosten aufgedeckten Königsgrabe entnommen. Wie ich erwartet hatte, bedurfte es nur der Einleitung eines wenig Minuten währenden wissenschaftlichen Gespräches, um ihn auf sein Steckenpferd zu bringen, und alsbald nahm er mir in athemloser Erwartung gleichsam die Worte von den Lippen, als ich ihm nach Erwähnung meines kostbaren Schatzes eine Beschreibung desselben und der Umstände, unter denen er aufgefunden worden, gab. Dieses ihm unschätzbar erscheinende Kleinod solle, so sagte ich ihm, sein unbestrittenes Eigenthum werden, wenn er einer Mittheilung, wegen der ich ihn aufgesucht, ein geneigtes Ohr leihen wolle. „Ich stelle keine weitere Bedingung dabei" — fügte ich hinzu — „da ich zu der Menschen- und Gerechtigkeitsliebe seiner edlen Natur das Vertrauen hege, dieser Erzählung werde das, was ich wünsche, sein thatkräftiger

Beistand, in einer mich sehr nahe berührenden Sache — freiwillig folgen.

Er betrachtete mich forschend unter den weißen buschigen Brauen seiner tief gefurchten Stirn hervor und sagte trocken: „Nun, so sprechen Sie denn, mein Sohn. Hören kann ich ja wohl, was Sie sagen werden, ob ich aber das Lob verdienen kann, mit dem Sie mich so freigebig im Voraus bedenken, möchte ich bezweifeln. Bestechen aber — das sage ich Ihnen — bestechen lasse ich mich weder durch das unverdiente Lob, noch durch den Schatz, den Sie so wenig achten, um ihn für die geringe Gefälligkeit, die Sie von mir fordern, ohne Weiteres hinzugeben."

Ich erwiederte nichts auf diese Rede, sondern begann, hier und da von Ruffini unterstützt und ergänzt, meine Erzählung.

Der Pater hörte sie an, ohne eine Miene zu verziehen, nur sprang er gegen das Ende hin auf und ging mit verschränkten Armen und tief niedergebeugtem Kopfe überlegend auf und nieder. Nach einer längeren Pause, nachdem ich geendet, blieb er vor mir stehen und sagte: „Sie haben Recht, mein Sohn. Das ist eine Geschichte, welche gebieterisch mein Eingreifen fordert. Jede Todsünde, welche dieser entartete

Priester noch beginge, würde auf mein Haupt fallen, denn ich läugne es nicht, in meiner Hand liegt die Macht, ihn zu vernichten. Ich verschonte ihn bisher aus thörichter Milde, aus Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, mehr aber noch aus alberner Scheu, mich in die Händel jener Gesellschaft, die ich hasse und verachte, zu mischen, jener Gesellschaft, die unter dem Deckmantel des heiligen Erlösernamens den niedrigsten Herrschergelüsten, der gemeinsten Habgier fröhnt. Ha! die Elenden! sie allein untergraben die Macht der Kirche, die sie zu fördern vorgeben. Wir werden es nicht erleben, ich nicht, aber auch Sie und Ihre Kinder nicht, aber ich sage Ihnen, stürzt einst der Stuhl St. Peter's in Trümmer, so werden allein die Jesuiten die Schuld davon tragen."

Der alte Mann glich einem der Propheten des alten Testamentes, als er so imponirend vor mir stand, hoch aufgerichtet die vom Alter gebeugte Gestalt, den Seherblick vor sich hin in das Leere gerichtet, als durchdringe er den Schleier der Zukunft und lese dahinter das Schicksal der kommenden Geschlechter. Langsam glitt der ausgestreckte Arm nieder, der düster glühende Blick richtete sich auf mich und fixirte

unwiderstehlich den meinen. Dann begann er in feierlich beschwörendem Tone: „Beantworten Sie mir eine Frage, mein Sohn, doch sprechen Sie die Wahrheit, als wenn Sie vor Gott ständen, vor dem Gott, der die Herzen und Nieren prüft und den kleinsten Hintergedanken im fernsten Winkel der Seele liest. — Wollen Sie eine Botschaft von mir an den Jesuitengeneral übernehmen, ohne nur mit einem Blicke das Geheimniß des Documentes zu verletzen, das ich zu dem Zwecke, es ihm zu überbringen, in Ihre Hände legen werde?“

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich will es. Bei Gott und meiner Ehre schwöre ich, nicht einen Blick auf das Document, das Sie mir anvertrauen, zu werfen und es unverweilt in die Hände des Jesuitengenerals nach Rom zu bringen.“

„Es ist gut, mein Sohn, ich bin mit Ihrem Schwure zufrieden und vertraue Ihnen. Sie werden übrigens eine so weite Reise nicht nöthig haben. Es trifft sich günstig, der General verweilt augenblicklich im hiesigen Profeßhause. Eilen Sie sich, ihm meine Botschaft zu überbringen, lassen Sie Niemand ahnen, daß sie in Ihrem Besitz ist, denn ich vertraue Ihnen ein gefährliches, ein äußerst werthvolles Document.

Man würde von gewisser Seite Millionen dafür zahlen, nur eine kurze Stunde im Besitze desselben zu sein. Sie sehen, wie fest ich Ihnen vertraue, um Ihnen das zu sagen. Verbergen Sie es also auf Ihrer Brust vor jedes Menschen Auge."

Er gab mir noch einige Anweisungen, wie ich jenem mächtigen und gefürchteten Manne gegenüber mich zu benehmen habe, und entließ mich dann mit seinem Segen, nachdem er mir das wichtige Papier übergeben.

Es war schon spät geworden und der General schwerlich noch für Fremde zu sprechen, wenn er überhaupt nicht etwa abwesend war, doch mußte ich es versuchen.

Der General war zwar zugegen, aber man machte mir Schwierigkeiten und versuchte mich auszuforschen. Ich stand Niemand Rede und verlangte nur, daß man meine Karte dem General überliefere. Zwar durfte ich kaum hoffen, daß sich der mächtige Mann noch des jungen Attaché erinnere, der vor etwa acht Jahren auf einer Soirée der Madame Lätitia Bonaparte die Ehre hatte ihm vorgestellt zu werden, doch glaubte ich, daß ihm vielleicht die letzte Vertrauenssendung, mit der ich beehrt worden war, nicht unbekannt geblieben, und er es in Folge dessen vielleicht

doch der Mühe werth hielt mich zu empfangen. — Ich ward vorgelassen.

Wenn ich geglaubt, der General habe mich vergessen, so fand ich, daß dies ein Irrthum war, seine Begrüßung belehrte mich sofort darüber, denn er empfing mich, an unsere damalige Begegnung bei Madame Lätitia anknüpfend, mit einem Scherz. Im Verlauf der Unterredung fand ich vollauf Ursache, die Liebenswürdigkeit und Weltgewandtheit dieses Mannes zu bewundern, der über Alles, was mich betraf, durchaus unterrichtet schien. Er setzte sogleich voraus, daß ich gekommen sei, über die Angelegenheit meines Schwiegervaters in spe und über die meiner Braut mit ihm zu sprechen. Er versicherte mir, daß, wie er bereits Seiner Majestät dem Könige, der ihn noch am gestrigen Abende um dieselbe Stunde zu sich entbieten ließ, auseinandergesetzt, weder der Fürst noch seine Tochter irgend welche Befürchtungen in Betreff jener wider sein — des Generals — Wissen von Giralomo eingeleiteten gänzlich ungerechtfertigten Ansprüche des Ordens auf die Besitzthümer der Familie d'Azeglio zu hegen habe. Dann betonte er, daß Pater Giralomo in mißverstandenem Eifer seine Macht weit

überschritten und sich dafür vor ihm, dem schwer erzürnten General, ernstlich zu verantworten haben werde, sobald er genesen sei, denn nimmermehr könne man es von Seiten des Ordens billigen, daß der Pater nicht nur die Principessa Angela dem Vater vorenthalten, sondern ihm sogar ihre Existenz verheimlicht und den Sprößling eines so erlauchten Geschlechtes in Dunkel und Verborgenheit aufwachsen ließ. Ich hütete mich wohl, dem Jesuitengeneral auf diese von Anfang bis zu Ende unwahre Rede etwas zu erwiedern und ihm, wie ich recht gut mittelst jenes letzten von Seiten des Ordens an Puzzolini gerichteten Schreibens vermocht hätte, die gemeine Lügenhaftigkeit und Heuchelei, die er jetzt, nachdem seine Sache verloren war, zu Hilfe rief, zu beweisen. Ich huldigte hier mit voller Ueberzeugung Napoleon's Grundsatz — man muß dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen — und bezahlte den Jesuiten mit der gleichen Münze der Heuchelei, indem ich mich stellte, als glaube ich ihm jedes Wort. Das Einzige, woran ich nicht zweifelte, war die Versicherung, daß die Meinen nichts mehr von dem Orden Jesu zu fürchten hätten.

Einmal würde der König ein Vorgehen nach dieser Richtung nie verziehen haben, und seine

Freundschaft war zu werthvoll für den Orden, um sie selbst wegen des reichsten gewissesten Gewinnes auf das Spiel zu setzen; auch ließ sich in der Sache wirklich nicht viel mehr thun, man mußte die Oeffentlichkeit scheuen, Angela war ihnen so wie so verloren, und ich nicht der Mann, mich durch List oder irgend welche Ränke umspinnen zu lassen.

Auf die Seite schaffen konnte man uns nicht und so machte man bonne mine au mauvais jeu. Das that ich auch und äußerte lebhaft meine Dankbarkeit für die mir gewordenen Mittheilungen; schließlich fragte ich, ob die den Pater Giralomo für seine Uebergriffe nach erfolgter Genesung erwartende Strafe eine solche sein werde, daß sie ihn verhindere, ferner sich dergleichen Uebertretungen seiner Macht zu Schulden kommen zu lassen?

Da maß mich der General mit einem stolzen, abweisenden Blicke und erwiederte mit einer Stimme, schneidend wie eine Stahlklinge: „Ueberlassen Sie das mir, mein Sohn, und halten Sie sich versichert, daß ich so verfahren werde, wie meine Stellung es mir zur Pflicht macht. Was nun die Marchesa betrifft" — fügte er nach einer Weile hinzu — „bin ich so glücklich den mir in

Beziehung auf sie mitgetheilten Wünschen Seiner Majestät entsprechen zu können. Der Befehl, sich sofort in das Kloster der ewigen Anbetung zu Bologna zurückzuziehen, ist bereits abgegangen. Der Profeß, welcher ihr das Schreiben überbringt, wird sie nicht eher verlassen, als bis meine Befehle vollzogen sind."

Jetzt war es an der Zeit, jenes in Pergament gewickelte, viele Male versiegelte Document mit der Bitte zu übergeben, es in meiner Gegenwart zu öffnen und mir die Antwort an den Uebersender desselben, den ich nannte, übermitteln zu wollen.

Ueberrascht nahm der General das Schreiben entgegen, und es von allen Seiten betrachtend wie die Unverletztheit der Siegel prüfend, ehe er sie löste, sagte er, das Schreiben langsam öffnend: „Ein gelehrter Mann, dieser alte Pater Stefano, schade, daß er seine wirklich eminenten Fähigkeiten nicht unserem Orden weihte, er hätte eine ausgezeichnete Stellung erreichen können, wenn — Hah! was ist das! —" unterbrach er sich mit einem wilden Aufschrei, und der Jesuit, der Meister der Selbstbeherrschung und Verstellungskunst, verlor für einen Augenblick alle Haltung, vollkommen fassungslos brach er zusammen. Das

krampfhaft festgehaltene Document flog in seiner bebenden Hand auf und nieder, den starren Blick wie geistesabwesend auf die verhängnißvolle Schrift gerichtet, lag er einem Sterbenden gleichend in dem Stuhl, auf den er niedergesunken war, bleich und an allen Gliedern zitternd, vor meinen erstaunten Augen.

Aber der furchtbare Eindruck, den er empfangen, dauerte nicht lange, die Selbstbeherrschung kehrte zurück, sein mächtiger Wille bannte den Schrecken oder was es sonst war, das ihn so fassungslos erscheinen ließ, seine Wangen färbten sich, oder sie verloren vielmehr die Leichenfarbe, welche den dunklen Bronceteint überzogen hatte, und noch einmal überflog der Blick der wie Dolchklingen funkelnden Augen die verhängnißvolle Schrift. Seine Stirn ward finster wie die Nacht, ein verächtlich höhnisches Lächeln umspielte den feinen Mund, er warf den Kopf zurück wie im Triumph, faltete mit fester Hand das Schreiben zusammen, und mit dröhnendem Schritt, als trete er einen Feind zu Boden, trat er zum Schreibtisch und verschloß das Document. Nun erst wendete er sich mir wieder zu und sagte mit einer festen Stimme, die keine Spur der soeben erlittenen heftigen Aufregung mehr zeigte, im verbindlichsten

Tone: „Bringen Sie Pater Stefanio meine Grüße und sagen Sie ihm, daß ich ihm fortan in aufrichtiger Dankbarkeit ergeben bleibe und stets bereit bin, wie und wo es ihm gefällt, diese Dankbarkeit zu bethätigen, das lasse ich ihm auf meinen Ordenseid versichern. Um aber auch Ihnen, mein Sohn, der Sie der Vermittler zwischen Stefanio und mir waren und als solcher gleichfalls Anspruch auf meinen Dank erwarben, gefällig zu sein, will ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß — Pater Giralomo —" er sprach diesen Namen langsam mit einem eigenthümlichen zähneknirschenden Tonfall aus — „nie wieder Ihren oder Ihrer neuen Familie Wege kreuzen wird. Er verschwindet vor der Welt und sein Auge wird nie wieder das Licht des Tages schauen."

Obgleich ich nicht so schwach war das Schicksal jenes Schurken zu bedauern, machte mich doch die eiserne Ruhe, mit welcher dieser Mann da vor mir das erbarmungslose Urtheil fällte, in der Seele Tiefen erschaudern.

Nach kurzer Pause fuhr er in freundlichem, gefälligem Tone fort: „Es ist mein lebhafter Wunsch Ihnen und der Welt zu beweisen, wie weit die Gesellschaft Jesu, deren unwürdiger Repräsentant ich jetzt bin, davon ent-

fernt ist, an den unwürdigen Intriguen ihres früheren Provinzial Antheil zu haben, und wie vollkommen sie die Ehe der Principessa Angela mit einen so ausgezeichneten Manne wie Sie, mein Sohn, billigt. Deshalb erbiete ich mich, das Sacrament in Person an Ihnen zu vollziehen. Ich werde deshalb meine Anwesenheit hier verlängern, da mir Seine Majestät, dem ich bereits diese meine Absicht kundgab und die seinen ganzen Beifall erwarb, den Wunsch mittheilte, Ihnen vor seiner Abreise nach Palermo, die wie Sie wissen für den 20. dieses Monats festgesetzt ist, noch die Ehre seiner Anwesenheit bei Ihrer Vermählung zu erzeigen."

Wie wenig angenehm mir das Dargebotene auch war, durfte ich doch nicht wagen, die hohe Ehre, welche uns damit erwiesen wurde, auszuschlagen. Ich gab daher in gewählten Worten meine verbindlichste Dankbarkeit zu erkennen und nahm das Anerbieten an, weil ich mußte.

Nie hat ein Mensch erfahren, was Giralomo eigentlich verbrochen haben mochte, daß sich der General bewogen fand, endlich Gerechtigkeit walten zu lassen. Doch wie schwer es auch sein mochte, schwerer war es keinesfalls als jene anderen Verbrechen, welche völlig ungeahndet ge-

blieben wären aus dem einzigen Grunde, daß sie für den Orden Jesu begangen wurden, während die anderen, wegen derer ihn endlich die Vergeltung ereilte, gegen sie oder eins ihrer Gesetze — oder — wer kann das wissen, vielleicht auch gegen den General selbst gerichtet waren.

Mit großem Gepränge empfing ich an dem dazu bestimmten Tage meine geliebte Braut von der Hand der Majestäten selbst, der General vollzog die Trauung mit allem Pompe seiner hohen Stellung und versicherte mich nach derselben nochmals des gnädigen Schutzes seines Ordens.

Wir zogen jedoch vor, uns aus dessen unmittelbarer Nähe zu entfernen, und verließen Italien. Noch haben wir es nicht wieder betreten und es wird auch schwerlich je wieder geschehen.

Der größte Theil der Güter der Familien d'Azeglio und di Valeri ist in den Besitz der Krone übergegangen, die meinem Schwiegervater einen im Betracht des Werthes mäßigen, aber in Betracht des damaligen Zustandes derselben sehr hohen Preis dafür zahlte. Zwei, die noch unverkauft blieben, sind in gute Hände verpachtet. Das Baarvermögen ist gänzlich aus dem Lande gezogen und der Fürst befindet sich hier in Deutsch-

land so wohl, wie er sich gewiß in dem Vaterlande, dem Schauplatze so bitterer Schmerzen und Leiden, nicht befinden würde, zumal da die politischen Verhältnisse Italiens im Augenblick und wohl auf lange hinaus so überaus unerquickliche, ja traurige sind.

Puzzolini ist mein gewissenhafter Berather und Secretair, seine Frau, von unseren Kindern Großmutter genannt, nimmt in meinem Hause und unseren Herzen ganz die Ehrenstellung einer solchen ein und ist die oberste Leiterin des Haushaltes. Marco und der gute Ruffini sind vor ein paar Jahren heimgegangen, von uns nicht wie Diener, sondern als Freunde betrauert, sie schlummern Beide in unserer Familiengruft der Ewigkeit entgegen. Die Nachkommen von Castor und Pollux aber sind die allezeit lustigen Spielgefährten meiner vier Kinder.

Jetzt, mein Freund, bist Du wohl befriedigt? Nein? noch nicht? Habe ich Dir nicht Alles erzählt? sogar bis auf die Existenz der Nachkommenschaft unserer vierbeinigen Freunde herab? Was kannst Du mehr verlangen? Ah, ich soll Dir von meiner Angela, von meinen Kindern sprechen! Nein, mein Freund, das kann ich nicht. Sieh' meine Angela, diesen Inbegriff aller weiblichen

Tugenden, aller Schönheit und Grazie, sieh' meine prächtigen drei Buben und den goldgelockten Engel, meine kleine holde Maria, die Jüngste der Familie, und dann blicke mir in's Auge, wenn es trunken vor Glück und Seligkeit dies geliebte fünfblättrige Kleeblatt umfaßt, so wirst Du mehr wissen, als was ich Dir mit meinen einfachen Worten in einem ganzen Tage zu schildern vermöchte.

Horch! Hörst Du die Böllerschüsse? Das Landvolk begrüßt die zurückkehrende gütige Herrin, die Mutter aller Armen und Waisen, den Arzt, die Pflegerin aller Kranken. Mein süßes Weib kehrt in meine Arme zurück. Gesegnet sei die Stunde ihrer Heimkehr! Komm, mein Freund, begrüße sie mit mir, begrüße meine lieben Kinder und den guten alten Großpapa, der sich in Teplitz Heilung eines Fußleidens holte, und dem wir, da meine vielfachen Geschäfte es gerade nicht gestatteten ihn zu begleiten, das Herzeleid nicht anthun wollten, sich von der theuren Tochter und den Enkeln trennen zu müssen. Ah! da sind sie!" Und der Graf verließ die Seite des Freundes, um mit dem Eifer eines Jünglings, der die ersehnte Braut erblickt, der geliebten Familie entgegen zu eilen.

Jeſuitenränke.

In einem reich ausgestatteten hohen Gemache, dessen solide Pracht einen mit Ostentation zur Schau getragenen geistlichen Anstrich zeigte, der dem geübten Auge jedoch nur sehr mangelhaft die allzu weltlichen Neigungen des Hausherrn zu verbergen vermochte, saßen in dem Erkerfenster, das den Ausblick auf eine paradiesisch schöne Gegend, durchschnitten und belebt von den silbernen Wellen eines großen Stromes, gewährte, zwei Priester im eifrigen Gespräch einander gegenüber. Trotz der großen Entfernung der Sprechenden von der durch eine starke Polsterung von carmoisinrothem Sammt vor Lauscherohren genugsam verwahrten Thür, ward das Gespräch nur halblaut geführt.

Des jüngeren Priesters feine, wohlgepflegte Damenhand schmückte der Hirtenring des Bischofs

und sein aristokratisch geschnittenes Gesicht von edlen Zügen, die durch dunkle Feueraugen belebt und von vollem, schwarzem leicht gelocktem Haar überschattet waren, ließ ihn im Verein mit der stolzen Haltung, augenblicklich als Vorgesetzten jenes andern, in respectvoller Aufmerksamkeit seiner Rede lauschenden älteren Mannes erscheinen.

Der Letztere, der Tracht nach ein Jesuit, von gedrungener Gestalt, mit blaßgelbem, häßlichem Antlitz, dessen gemeine Züge den Ausdruck eines Fuchses, trotz aller in diesem Augenblicke allerdings als überflüssig bei Seite geworfnen Salbung, niemals zu verläugnen vermochten, begann nach einer Pause wieder zu sprechen:

„Nein, Hochwürdigster, ich kann mit Ihrer Erlaubniß nur wiederholen, was ich bereits sagte. Die Verhältnisse liegen gerade dort für uns am günstigsten.“

Der Bischof wiegte ungläubig sein Lockenhaupt und erwiederte, seine rosigen Nägel wohlgefällig musternd: „Trotz alledem und bei all' der Wichtigkeit, welche ich gewohnt bin Ihren einsichtigen Rathschlägen beizulegen, kann ich mich hier nicht einverstanden erklären. Die Familie ist eine im Ketzerthum altgewordene. Der Graf ist mir persönlich zwar nicht bekannt, jedoch

was ich von ihm hörte, läßt nicht die geringste Neigung, Convertit zu werden, bei ihm voraussetzen, noch wäre zu hoffen, daß eine solche durch unsere Einwirkung bei ihm geweckt werden könnte. Die Gräfin" — fuhr er fort, den Andern durch eine Handbewegung am Sprechen verhindernd — „ist ihrerseits viel zu leichtsinnig, — ich meine das hier nur im besten Sinne — um auf sie einen solchen Einfluß gewinnen zu können, der sie veranlassen könnte, mittelst der großen Liebe ihres Gemahls zu ihr unseren Zwecken zu dienen. Nein, ich bleibe dabei, ich kann hier nicht den geringsten Anhalt für derartige Hoffnungen erblicken. Sie wissen, Pater Maria, ich schätze die außerordentliche Schärfe Ihrer Combination und habe die höchste Achtung vor Ihrem feinen Kopfe, diesmal aber glaube ich doch, hat Ihr lobenswerther Eifer, der heiligen Kirche zu dienen, Sie irre geführt, indem er Sie zu einer allzu sanguinischen Ansicht der Sache veranlaßte."

Pater Maria verbeugte sich mit einem etwas sarkastischen Lächeln und erwiederte: „Erlauben der hochwürdigste Herr Bischof, daß ich trotz Ihrem Zweifel bei meiner Ansicht verharre. Allerdings entsproßt, wie Sie sagten, der Graf

einer eifrig protestantischen Familie, doch diese Thatsache schließt nicht aus, daß er selbst mehr als lau in seinem religiösen Bekenntnisse ist. Ferner liegt in seiner Natur ein gewisser mystischer Zug, der, recht genährt und geleitet, uns zu Vielem dienen kann. Er ist ferner kinderlos, und sein einziger leidenschaftlicher Wunsch ist ein Erbe, denn er haßt den Grafen Holm von Bärenburg-Klauenstein, und sein bitterster Gedanke ist der, daß die Herrschaft nach seinem kinderlosen Ableben an jenen verhaßten Agnaten übergehen muß. Können wir ihn mittelst des mystischen Zuges in seinem Charakter zu dem Glauben bringen, ein Erbe werde die Belohnung seiner Conversion sein, so ist er der Unsere."

„Nicht übel erdacht! Die Erfindung macht Ihnen alle Ehre, jedoch gesetzt es gelänge, dem Grafen diesen Glauben beizubringen und ihn dadurch für uns zu gewinnen, fürchten Sie nicht, daß, wenn er sich getäuscht sieht, er den Schritt bereuen und rückwärts thun wird, zu dem ihn zu veranlassen uns unsägliche Mühe kosten mag? Setzen wir sogar den Fall, daß der Graf, die Täuschung überwindend, dem neuen Glauben treuer bleibt als dem alten, was ist Großes für uns gewonnen? Können einige Vermächtnisse an

die Kirche, oder das bloße Beispiel seiner Conversion so vieler Mühe werth sein?"

„Nein, das nicht, Hochwürdigster. Obgleich das Letztere in einer Zeit wie die unsere nicht zu verachten ist, denn es wird uns ohne Zweifel doch viele abtrünnige Seelen wieder zuführen. Aber davon ist nicht die Rede, ich will mehr für die Kirche gewinnen. Die Herrschaft Bärenburg-Klauenstein ist durch ihre Lage, ganz abgesehen von ihren reichen Einkünften, wie geschaffen zu einer geistlichen Niederlassung, sie muß der Kirche anheimfallen, der Erbe des Grafen muß Priester werden."

„Hahaha! Hahaha!" lachte der Bischof. „Alle Achtung vor Ihrer Phantasie, Pater Maria! Sie sprechen ja, als wäre dieser Erbe, der doch erst nach Ihrer Meinung die Conversion des Grafen belohnen soll, schon da. Glauben Sie vielleicht wirklich an solches Wunder?"

Ohne von der impertinenten Lustigkeit des Bischofs beleidigt zu scheinen, erwiederte der Pater heuchlerisch: „Warum nicht? — Die Kraft inbrünstigen Gebetes —"

„Lalala! Lassen Sie mich aus mit derlei salbungsvollem Unsinn, Pater Maria, und sparen Sie ihn für die gläubigen Seelen Ihrer

Heerde auf, unter uns sind derlei Phrasen einfach lächerlich!" erwiederte unwillig der Bischof.

Unter den buschigen Brauen des Pater Maria schossen seine stechenden Augen einen bösen Blick auf den Vorgesetzten, aber er entgegnete mit geschmeidigem Lächeln: „Verzeihung, Hochwürdigster, die Macht der Gewohnheit spielt mir wohl hin und wieder einen solchen Streich. Uebrigens bin ich keineswegs gewillt, mich auf solch' hohle Hoffnungen zu verlassen. — Die Gräfin ist lebenslustig, leichtsinnig — im besten Sinne — wie Sie, Hochwürdigster, vorhin sagten und —"

„Halt da! warum lächeln Sie so? Wissen Sie das etwa anders?" rief der Bischof lebhaft, sich beeifert vorbeugend und die Antwort mit begierigster Spannung erwartend.

Pater Maria lächelte listig und erwiederte langsam: „Der hochwürdigste Herr Bischof interessirt sich ja außerordentlich für die Tugend der Gräfin Amanda."

Der Bischof biß sich auf die Lippen und entgegnete etwas zu frostig: „Nun ja, warum sollte ich nicht? Ich kenne die Dame, und es würde mir um ihres Seelenheiles willen leid sein, wenn sie nicht das wäre, wofür man sie allgemein bisher hielt."

Es zuckte höhnisch um des Paters wulstige Lippen und er öffnete bereits den Mund, um dem Bischof den Stich von vorher im verstärkten Maße zurück zu geben, aber klug, wie er war, hielt er seine Bemerkung zurück und begnügte sich mit dem wegwerfenden Ausruf: „Bah! was kümmert uns das Seelenheil einer Ketzerin! Warten Sie doch, Hochwürdigster, bis es der Mühe lohnt, sich um das Seelenheil der schönen Gräfin als um das eines neugewonnenen, doppelt theuren Beichtkindes zu sorgen.“ Er hielt inne und der listige Blick der halbgeschlossenen Augen durchforschte des Bischofs Züge, der mit gesenkten Augen sich sehr angelegentlich mit dem Feilen seiner Nägel zu beschäftigen schien.

Allein dieses feine Gesicht ließ den hämisch lauernden Pater Maria nichts entdecken, es war undurchdringlich; so fuhr dieser denn fort: „Also die Gräfin ist — leichten Sinnes, wollen wir sagen, ihr Gemahl ist nicht mehr jung und etwas langweilig, etwas träge. Das Letztere freilich nur so lange, als er sich in der Liebe seiner Gemahlin sicher glaubt. Müßte er sich von dem Gegentheil überzeugt halten, so würde freilich die Schnelligkeit, mit der er sich rächte, nichts zu wünschen übrig lassen. Der hochwürdigste

Herr zweifelte vorhin an dem Vorhandensein einer sichern Handhabe für uns, ich will hier nur drei von den vielen erwähnen, die sich uns bieten. Die erste ist des Grafen durch fünfzehn Jahre unerfüllt gebliebener, immer heißer und sehnsüchtiger gewordener Wunsch nach einem Erben. Die zweite der Gräfin rasches Temperament und leichter Sinn, sie fängt sich an zu langweilen und beginnt den einen oder den andern ihrer Verehrer für kurzweiliger zu halten als ihren Gatten. Die dritte und für uns im Augenblicke wichtigste Handhabung bietet uns eine Reise nach Italien, respective nach Rom, zu welcher die Gräfin ihren Gemahl überredet hat. Diese Reise schafft uns Raum und Gelegenheit, sie gestattet uns die freieste Bewegung ohne alle Zeugen, die wir in Deutschland zu fürchten hätten."

Der Bischof hatte zuletzt seine Augen mit der Hand bedeckt gehalten, jetzt sagte er, die Hand zurückziehend und aufblickend: „Wohlan, ich erkläre mich überwunden, Pater Maria. Mit meinen besten Wünschen für guten Erfolg mögen Sie mit meiner vollen Einwilligung diese Bekehrungen versuchen. Die Mittel dazu sollen Ihnen im ausgedehntesten Maße zur Verfügung stehen, unter der einzigen Bedingung, daß ich

nicht nur über den Stand der Sache stets auf den Laufenden erhalten bleibe, sondern auch von Ihren zu unternehmenden Schritten so weit als möglich stets im Voraus unterrichtet werde. Sind Sie es zufrieden?"

Pater Maria verbeugte sich devot. — „Vollkommen, Hochwürdigster — nur möchte ich noch um das Versprechen bitten — wenn der Erfolg meine Absichten krönt, meinen Eifer an —"

„Geeigneter Stelle in das rechte Licht zu setzen —" ergänzte der Bischof selbst die Bitte. „Selbstverständlich, lieber Pater Maria, wird das mit allem Eifer, dessen Sie würdig sind, geschehen. Ich bin ganz gewiß überzeugt, daß mein hochwürdigster Freund A....., nach einer so glänzenden Probe Ihrer Fähigkeiten nicht länger zögern wird meine Bitte zu erfüllen und Sie dem heiligen Vater als Beichtvater des Königs von * vorzuschlagen. Dann, das wissen Sie ja, ist Ihnen dieser wichtige Vertrauensposten sicher und damit die Bahn zu den höchsten Ehrenämtern der Kirche geöffnet." Damit reichte der Bischof mit einer Geberde höchster Anmuth dem Pater die schöne Hand, die dieser ehrerbietig nach den Lippen führte, worauf er sagte:

„Nehmen Sie im Voraus meinen Dank, Hoch-

würdigster, und gestatten Sie, daß ich mich stets zu Ihren treuesten Dienern zähle."

„Ich nehme das Versprechen Ihrer Treue an, Pater Maria, und Sie werden damit auch Ihren eigenen Interessen am besten dienen, denn welche Fehler ich auch besitze, und leider sind es deren eine gute Menge, Undankbarkeit ist nicht darunter. Nun aber" — fuhr er in leichterem Tone fort, „würden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir Einiges über Ihren Plan mittheilen wollten. Haben Sie sich schon Alles zurechtgelegt, wie Sie vorwärts zu gehen beabsichtigen? Daß dies mit äußerster Vorsicht und Sorgfalt geschehen muß, wissen Sie eben so gut als ich."

„Allerdings, Hochwürdigster. Mein Plan ist vorläufig nur erst in den allgemeinsten Zügen fertig, eine bestimmtere Feststellung und Ergänzung muß je nach den Fortschritten erfolgen, welche mein indirecter Einfluß gewinnen wird."

„Sie selbst gedenken also nicht sich dem gräflichen Paare zu nähern?"

„Nein, mindestens vor der Hand nicht. Den Grafen soll die Marchesa Speluzzi übernehmen. Sie eignet sich dazu am besten, da sie ihm in ihrer eigenen Person gleich das lebendige Bei-

spiel von der Macht des heiligen Vaters vor Augen führt."

„Wie das?"

„Ward Ihnen nicht die Geschichte jener Dame bekannt, welche nach zwölfjähriger kinderloser Ehe, auf Verheißung des heiligen Vaters, nach einer Wallfahrt zur heiligen Geburtskirche in Bethlehem, Mutter ward?"

„Ah! ist die Marchesa Speluzzi diese Dame? Ich kannte wohl die Geschichte, aber nicht den Namen der Familie. Sagen Sie doch, ist Ihnen das Nähere bekannt? Reiste die Dame in Begleitung ihres Gatten?"

„Nein, ihr Beichtvater begleitete sie."

„Ah! wirklich? Wie alt war denn dieser Mann?" fragte lachend der Bischof.

„Der Beichtvater der Marchesa war vierundsiebzig Jahre alt."

„In Wahrheit? Nun ein hohes Alter für die Strapazen einer solchen Reise."

„Ja, er hatte sich auch zu viel zugetraut. Er erkrankte schwer und mußte in einem Kloster zu Smyrna zurückbleiben. Da nun die Marchesa nicht ohne männliche Begleitung weiter reisen konnte, nahm sie das Anerbieten des Schutzes eines italienischen Geistlichen an, der, ebenfalls

nach Bethlehem wallfahrend, zufällig in demselben Kloster mit ihr zusammengetroffen war."

„Natürlich, das war ganz vernünftig von der guten Frau. Wie alt war denn dieser — zufällig nach Bethlehem reisende Priester?"

„O! der war noch jung, er zählte fünfunddreißig Jahre."

„So, nun das war jedenfalls ein passenderer Schutz für die Dame als der schwache vierundsiebzigjährige Greis."

„Gewiß, er brachte sie auch wohlbehalten wieder in die Arme des Gatten zurück, der in dankbarer Anerkennung der seiner Gemahlin geleisteten Dienste ihm den Posten als Hauskaplan anbot, den Jener annahm."

„Das glaube ich. War es ein Erbe, den die Marchesa ihrem Gatten schenkte?"

„Ja, genau neun Monate nach der Heimkehr von der Wallfahrt gab sie einem Knaben das Leben. Das Kind gedieh vortrefflich und war merkwürdig stark für ein so zartes Alter, was um so mehr zu bewundern war, als die Mutter schon mehrere Monate vor seiner Geburt kränkelte und ihr Lager nicht mehr verlassen konnte."

Beide Priester wechselten einen unbeschreib-

lichen Blick und gaben sich dem lauten Ausbruche einer plötzlichen Heiterkeit hin.

Noch lachend begann endlich der Bischof wieder: „Also diese vortreffliche Dame wird sich der Mühe unterziehen, durch ihr lebendiges Beispiel auf den Grafen einzuwirken? Das ist eine vortreffliche Wahl. Haben Sie nur noch eine ähnliche passende Person für die Gräfin in Bereitschaft, so hege ich schon die beste Hoffnung für Ihren Plan."

„O was das anbetrifft, so schmeichle ich mir noch eine Bessere für die Gräfin zu haben. Sie ist eine leidenschaftliche Verehrerin der schönen Künste. Nun habe ich ihr durch die Fürstin *stein einen jungen Priester als Cicerone empfehlen lassen. Dieser Priester ist Kunstkenner wie Winkelmann, dabei elegant, beredsam, feurig und — schöner als Apoll von Belvedere."

„Oho! Sie versprechen viel auf einmal" — versetzte der Bischof in einigermaßen pikirtem Tone und warf rasch einen Blick nach dem hohen Spiegel hinüber, der seine stolze, stattliche Figur und sein schönes Gesicht zurückwarf. Dieser Blick beschwichtigte ihn, es gab nicht leicht einen Mann, der sich, besonders im geistlichen Stande — mit ihm an Schönheit messen konnte. Mochte also

nur Jener den Boden lockern und bereit machen für die Saat, gefiel es dem Bischof, selbst an seine Stelle zu treten, so würde Jener neben ihm verschwinden, wie der bleiche Mond vor der strahlenden Sonne. Während dieser Gedanke mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf zuckte, fuhr er fort: „Wie nennt sich denn dies Juwel von einem Priester? Ist mir doch ein solcher Mann, der sich gleichzeitig zu der zu übernehmenden Mission eignete, gar nicht bekannt, und ich denke doch gut orientirt in Rom zu sein."

„Gewiß, das weiß ich. Nun, Sie kennen doch Pater Gabriel von Siena?"

Ein Schatten des Mißmuths zog über des Bischofs hohe Stirn. „Ah, den meinen Sie?" bemerkte er gedehnt. „Ja, den kenne ich wohl, und er entspricht in Allem Ihrer Schilderung, nur giebt es da für Ihren Plan ein unübersteigliches Hinderniß. Pater Gabriel ist fromm, wirklich fromm, schwärmerisch und rein wie Luzifer vor dem Falle. Er eignet sich nicht zu solcher Mission."

„Doch, doch, Hochwürdigster. Sie haben Recht, er ist rein wie Luzifer vor dem Falle, aber — er ist auch stolz wie dieser. Wohl hat er den gemeinen Versuchungen der Sinne widerstanden,

aber noch nie war sein Herz in Mitleidenschaft gezogen. Die Gräfin jedoch ist ganz das Weib dazu, welches ein Mann wie er lieben muß. Ist er erst so weit, dann muß man Gabriel zu der Ueberzeugung bringen, daß er mit all' seiner passiven Tugend und Frömmigkeit nimmermehr in der Welt vorwärts kommen und auch nur die erste Staffel der Leiter erreichen wird, deren Erklimmen seinem kühnen Ehrgeize als Ziel vorschwebt."

„Sie können Recht haben, Pater Maria, denn ich müßte mich sehr irren, wenn dem stolzen Sinne dieses idealschönen Menschen selbst die Tiara nicht ein unerreichbarer Preis zu sein dünkt."

„So ist es, und darum ist er als eins der geeignetsten Werkzeuge in dieser Sache, trotz aller Tugend und Frömmigkeit, wohl zu gewinnen."

„Ja, Sie haben auch hier wieder Recht, Pater Maria, man müßte sich eigentlich vor Ihrer Menschenkenntniß fürchten, Sie wissen den schwachen Punkt in der Seele eines Jeden zu entdecken. — Sie werden also auch wissen, daß ich nicht ganz gleichgültig den Reizen der schönen Amanda gegenüber bin. Ich will es nicht einmal mehr versuchen, diese Thatsache

Ihnen zu verbergen. Betrachten Sie aber trotzdem dies Geständniß als einen Beweis meines uneingeschränkten Vertrauens und bewahren Sie es als Beichtgeheimniß."

„Das werde ich, Hochwürdigster" — erwiederte Pater Maria, seine rauhe braune Hand in die ihm entgegengestreckte weiße, zarte Hand des Bischofs legend, der in ernstem, fast bittendem Tone fortfuhr: „Und verurtheilen Sie mich wegen meiner Schwäche nicht. Unter unserem Priesterkleide bleiben wir doch immer Menschen und ich kann noch immer nicht vergessen —" „Daß der Graf Emanuel von B. einst der Cavalier der schönen Amanda von Ehrenstein war —" ergänzte Pater Maria in mildem, vertrauenerweckendem Tone.

„Wie? Sie wissen?" fragte der Bischof überrascht.

„Gewiß, ich weiß Alles. Es ist aber in der Sache nichts, dessen Sie, hochwürdigster Herr, sich zu schämen hätten. Die Baroneß allein war zu tadeln, sie spielte mit Ihrer Neigung und mißbrauchte die Unerfahrenheit Ihrer Jugend. Ihnen war es bitterer Ernst, was sie als Zeitvertreib betrachtete." Während Pater Maria so in dem-

selben Tone fortfuhr, beobachtete er verstohlen den Eindruck seiner Rede.

Dieser war ganz der berechnete. Der Bischof ballte die Hände, er knirschte mit den Zähnen und dunkle Röthe färbte das schöne Gesicht, auf dessen hoher, breiter Stirn eine wild geschwellte Zornesader bläulich hervorsprang. „Ja, ja, das that sie," keuchte er hervor. „Als der Graf als Bewerber auftrat, ließ sie das Spielzeug fallen. Ich war wie wahnsinnig, die Welt schien mir öde und leer, ein Aufenthalt von Betrügern und Betrogenen, ich flüchtete mich aus ihr in die Arme der Kirche. Als ich wieder zur Besinnung kam, war ich unwiederruflich gebunden. Man hatte meine Stimmung gut benutzt und die Weihen so viel als möglich beeilt. Ich war und bin ein Priester." Er stieß diese letzten Worte wie einen Weheschrei hervor und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Die stolze Haltung war eine gebrochene geworden, in der Blüthe geknickt senkte der königliche Baum seine Krone.

„Bereuen Sie das?" fragte lauernd in den einschmeichelndsten Tönen der Pater.

Mit einem energischen Ruck erhob der Bischof sein Haupt. Der Augenblick der Schwäche war vorüber, seine Augen blitzten wieder feurig wie zuvor.

„Nein und tausendmal nein! Ich bereue nicht, noch möchte ich den Schritt ungeschehen machen, aber ich kann nur nicht vergessen. — An dem Tage, wo ich in Amanda's Armen den letzten Rest meiner Jugendliebe und die heiße Gluth meiner Rache gekühlt, werde ich auch Alles vergessen, was ich in jenen Tagen gelitten, was ich bei der Erinnerung zuweilen noch leide. — Helfen Sie mir, Pater Maria, zu diesem Tage, und ich schwöre Ihnen bei der heiligen Jungfrau, ich will nicht rasten noch ruhen, bis der Bischofsring Ihre Hand ziert."

Eine Flamme loderte in des Paters Augen empor, und aufspringend fragte er hastig: „Sie geben mir Ihr Edelmannswort darauf, Hochwürdigster?"

Ueberrascht blickte der Bischof ihn an, dann sagte er lächelnd: „Nun wahrlich, besser konnten Sie mir nicht begreiflich machen, was Sie von der Heiligkeit des Eides halten! Nun freilich, von einem Eide kann der Dispens des heiligen Vaters uns entbinden, das Wort eines echten Edelmannes löst nur Erfüllung oder der Tod. Wohl, Pater Maria, Sie haben mein Edelmannswort darauf. Doch Sie werden nun auch begreifen, daß Pater Gabriel —"

„Blos bis zu einem gewissen Punkte in der Gunst der Gräfin gelangen darf, allerdings; doch verlassen Sie sich nur auf mich. Ich will und werde Bischof werden, denn was ein Mann wie ich mit ganzer Seele will und erstrebt, das erreicht er stets, wenn anders das Schicksal ihm Leben und Gesundheit läßt; aber um es einige Jahre früher zu werden, dafür giebt es nichts, was mir zu schwierig wäre, um meine Kräfte und meinen Scharfsinn daran zu versuchen."

Vier Wochen waren nach diesem Gespräch im bischöflichen Palaste zu .... verflossen, als der Graf Ferdinand von Bärenburg-Klauenstein in einem Zimmer seines Residenzschlosses am Schreibtisch saß. Er war soeben beschäftigt, durch seine Namensunterschrift die Vollmachten zu vollziehen, welche er seinen Beamten und Dienern für die Zeit seiner Abwesenheit vom Lande ausgestellt hatte. Der letzte Schnörkel des letzten Namenszuges war geschrieben, mit einem erleichternden Seufzer legte der Graf, der das Schreiben nicht eben liebte, die Feder aus der Hand. Indem er sich in dem Fauteuil vorwärts beugte, warf er seinen Blick durch das dicht neben ihm befindliche Fenster auf seine am Fuße des Hügels, den das Schloß krönte, in wenigen unregelmäßig gebauten

Straßen sich erstreckende Residenz hinab. Hier und dort verweilte Abschied nehmend sein Blick, wenn er dabei ihm besonders lieb gewordener Unterthanen gedachte, die, das wußte er, ihn gar ungern ziehen sahen in das ferne, fremde Land, das man in seinem streng protestantischen Duodezländchen immer noch mit geheimem Mißtrauen als das ausgespannte Netz einer großen Kreuzspinne, die in dessen Mitte stets auf die unvorsichtigen Fliegen lauerte, welche so dumm waren, sich in dem Netze zu fangen, zu betrachten gewohnt war. Hatte doch der Sprecher der zur Abschiedsaudienz erschienenen Deputation der Bürger des Landes unverhohlen jenem Mißtrauen Worte verliehen, indem er versprach, daß die Bürgerschaft eifrig Gott bitten wolle, daß er den erlauchten Landesherrn nicht nur glücklich und gesund, sondern auch glaubenstreu wieder heimführen wolle aus jenem Lande, aus dem so mancher Fürst nimmermehr oder doch als ein Anderer, seinem Glauben Abtrünniger wiedergekehrt sei. Ueberlegen lächelte der Graf, als er jener Ansprache gedachte, denn nichts lag seinen Gedanken ferner als die Möglichkeit eines Glaubenwechsels. Wie, er, dem die Bande des freien protestantischen Glaubens, wenn auch nur für

seine eigene Person, noch zu hemmend erschienen, er sollte sich einschnüren lassen in die Bande eines Bekenntnisses, das selbst den freien Gedanken knechten und verdammen will, eines Bekenntnisses, innerhalb dessen ein Mensch dem Menschen gegenüber, kraft seiner von einem andern nicht minder sünd- und fehlerhaften Menschen erhaltenen Weihen, die Macht beansprucht, zu binden und zu lösen, nicht im geistigen Sinne allein durch Gottes Gnade, sondern durch eigene priesterliche Macht und Gewalt? Wahrlich, so thörichte Furcht konnte nur beschränkter Unterthanenverstand hegen, so meinte der Graf. Zudem fiel ihm noch das Wort eines geistreichen Mannes bei, das er irgendwo gelesen — daß selbst der eifrigste Verehrer des katholischen Glaubens stets vollkommen von seiner Verehrung geheilt aus Rom zurückkehre.

Mitten in diesen Gedanken, erregte ein leises Rauschen hinter seinem Stuhle die Aufmerksamkeit des Grafen. Er blickte um und befand sich überrascht aufspringend seiner Gemahlin gegenüber.

„Wie Amanda, Du? so früh schon auf?“ rief er, ihre Hand küssend, worauf er die Gemahlin zum Sopha geleitete.

Die schöne Gräfin trug einen Morgenrock von Muslin, mit blauer Seide gefüttert und geputzt, und unter dem blau verzierten Spitzenhäubchen drängten sich die bernsteinfarbenen Locken noch ungeordnet hervor. Die erst zweiunddreißigjährige Frau sah ungemein jung aus, doch zeigten ihre Wangen heute nicht die blühende Frische, welche sie sonst schmückte, sie waren bleich und die Dame zog wie fröstelnd den Peignoir, trotz des sehr warmen Septembermorgens fester um sich her.

„Du bist so bleich, Amanda, bist Du unwohl?“ fragte der Graf, sie besorgt betrachtend.

„Ich? nein, leider nicht. Ich wünschte, ich wäre es.“

„Oho! Du machst mich lachen. Welch thörichter Wunsch! Wie kommst Du zu dem sonderbaren Scherz?“

„Scherz? Nicht doch, es ist Ernst, bitterer Ernst. Ich wünschte wirklich, ich würde krank, dann brauchten wir nicht zu reisen,“ erwiederte sie fast weinend.

„Aber, Amanda, wie kommst Du mir vor? Wessen Wunsch war denn diese Reise? Du bist sonderbar,“ versetzte vorwurfsvoll und unmuthig der Graf.

„Ach ja, Du hast wohl Recht, ich komme mir

selbst so vor —" seufzte die schöne Frau, zerstreut über ihre Stirn streichend. — „Ich weiß noch recht wohl, daß ich Dich erst so lange um diese Reise mit meinen Bitten quälte, bis Du endlich einwilligtest. Ich war erst so froh darüber, das Land meiner Sehnsucht sehen zu sollen, war Dir so dankbar für Deine Einwilligung. — Das währte bis gestern. Aber als die guten Leute da unten kamen, von uns Abschied zu nehmen, und die Frauen mir weinend allerhand kleine Liebesgaben brachten, sieh, da wurde mir die Sache leid und ich mußte mit ihnen weinen, denn mir war es plötzlich, als würde diese Reise uns für immer von ihnen, die uns doch so herzlich lieben und ehren, denen wir so sehr zugethan sind, trennen. Ich mußte mich endlich entfernen, denn mir wurde zu weh um's Herz, alle Fassung drohte von mir zu weichen. Es wäre doch ein zu großer Preis für das kleine Vergnügen solcher Reise, wenn durch sie eine ernstliche Störung in das herzliche, gemüthvolle Verhältniß zwischen uns und unseren Unterthanen kommen sollte."

„Warum sollte das geschehen, mein liebes Herz?" tröstete der Graf, sie an sich ziehend. „Bist Du nicht die beste, gnädigste Landesmutter? Sind unsere Unterthanen nicht allezeit unserer Hilfe

und Theilnahme gewiß? Bestrebe ich mich nicht stets, ein gerechter und milder Herrscher zu sein? — Wie vermöchte die kurze Zeit einer höchstens halbjährigen Trennung ein so inniges Band gegenseitiger auf Achtung gegründeter Anhänglichkeit zu lösen oder auch nur zu lockern? — Das ist eine durchaus ungerechtfertigte Besorgniß, mit der Du Dich unnöthigerweise quälst und Dir die Freude der Reise vergällst."

„Du magst Recht haben, doch das ist es auch nicht allein. Ein Traum, ein fürchterlicher Traum dieser Nacht beängstigt mich unsagbar."

„Ein Traum? Das ist komisch! Seit wann glaubt meine freidenkende Gemahlin an Träume?"

„O, nicht doch, ich glaube nicht gerade daran, aber dennoch — o, es war entsetzlich! —"

Zusammenschaudernd schmiegte sie sich fester in seine Arme und verbarg das tief erbleichte Gesicht an seiner Brust.

Der Graf liebkoste sie wie ein Kind und sagte beschwichtigend: „Du bist nervös, Amanda, sonst könntest Du Dich unmöglich über einen Traum so thöricht entsetzen. Komm, mein liebes Kind, sprich Dich aus, erzähle was Dir so fürchterlich dünkt, Du wirst so am besten den schlimmen Ein-

druck los und lachst am Ende noch mit mir über Deinen Schrecken."

„Lachen? O nein, gewiß nicht! Du selbst wirst mit all' Deiner Geistesstärke das nicht vermögen."

„Das wird sich finden," erwiederte er, über ihre ernste Miene lächelnd. — „Erzähle mir, ich bin ganz neugierig geworden."

„Wir waren zu Rom," begann die Gräfin, sich aufrichtend — „an Deinem Arme betrat ich des unsterblichen Michel Angelo wunderbare Schöpfung, die Peterskirche, und ließ den überwältigenden Eindruck der Erhabenheit, welchen ein jedes fühlende Herz empfinden muß, voll auf mich wirken. Stumm vor Entzücken ließ ich meine trunkenen Blicke umherwandeln, unaufhörlich neue Schönheiten entdeckend, wohin sie auch fallen mochten. Endlich verließ ich Deinen Arm und trat einige Schritte zur Seite, um die Statue einer Madonna von weißem Marmor, die in einer Nische stand, näher zu betrachten.

Es war ein bewundernswürdiges Meisterwerk. Die Gestalt schien zu leben, und das gnadenvolle Lächeln, welches den überaus lieblichen Mund umspielte, schien nur der Vorgänger von Worten der Liebe und Barmherzigkeit zu sein. Nach

einigen Augenblicken entzückter Betrachtung wendete ich mich zu Dir, den ich an meiner Seite glaubte, um Dir meine Bewunderung auszusprechen, aber Du warst nicht bei mir. Wohin mein suchender Blick sich auch richten mochte, er fand Dich nicht, Du warst verschwunden. Verschwunden war unser Führer, verschwunden die Gruppen der Fremden, verschwunden die einzelnen hier und dort verstreut knieenden Beter und Beterinnen. Ich war allein, war in dem weiten, ungeheuren Raume, der sich mir in das Unendliche zu erweitern und auszudehnen schien — mutterseelen allein. Wo vorher das volle Sonnenlicht in tausend farbigen Strahlen und Reflexen auf dem Marmorboden spielte und die herrlichen Säulen, die reichen Vergoldungen der Altäre beleuchtete, herrschte jetzt graue Dämmerung. In den tiefer liegenden Partien der Kirche schwebten Weihrauchwolken in seltsamem Spiel auf und nieder, Schattengestalten huschten hin und her, sich suchend und meidend, um sich dann zu gigantischen Formen wieder zu vereinigen. Grauen erfaßte mich, und hilfeflehend hob ich meinen Blick wieder zur Madonna empor. Da — ich täuschte mich nicht, neigte sie sich lächelnd mir entgegen. Die schönen Arme senkten sich mit dem

göttlichen Knaben zu mir nieder, und abwärts aus diesen Armen in die meinen, die ich von geheimer Gewalt getrieben ihnen entgegenstreckte, glitt das Christuskind an meine Brust, und im Momente fühlte ich mit unaussprechlicher Wonne ein neues, unbekanntes Gefühl in mir emporwallen. Es war Mutterliebe, Mutterzärtlichkeit, denn es war unser Kind, unser eigen Fleisch und Blut, das ich in nie geahnter Wonne und Zärtlichkeit an mein stürmisch klopfendes Herz drückte. Mit überströmenden Augen, das Kind, das mich mit Deinen Augen anlachte, in den Armen, sank ich dankerfüllt der Madonna zu Füßen, sie streckte segnend die Hände über uns aus. — Plötzlich verschwand sie und an ihrer Stelle stand ein Engel mit unbeschreiblich schönem Antlitz, er winkte mir und schwebte vor mir her. Gehorsam erhebe ich mich und folge mit meinem Kinde. Den ganzen weiten Raum durchwandelnd, gelangen wir an das entgegengesetzte Ende der Kirche an einen Seitenaltar. Dort befinde ich mich zu meinem Erstaunen plötzlich derselben Madonnastatue wieder gegenüber, die scharf beleuchtet von dem Licht einer Lampe vor mir steht und mir verlangend die Arme entgegenstreckt. Ich bebe zurück und drücke mein Kind nur noch fester an meine Brust,

doch der Engel spricht mahnend: „Gieb Dein Kind, sie gab es und fordert es nun zurück, sie wird es treu bewahren, bis Du es wieder von ihr forderst, wenn Du mit Deinem Gatten wiederkehrst.“ Ich wagte mich nicht zu widersetzen und legte den Knaben auf ihre Arme. Schon im Begriff dem Gebote des Engels, der mich zu Dir führen wollte, zu gehorchen, wendete sich mein Blick noch einmal zu meinem Kinde zurück und — namenloses Entsetzen erfaßt mich, mein Kind — mein süßer Knabe liegt von Flammen verzehrt in den Armen einer eisernen Statue mit scheußlich verzerrtem grauenhaften Fratzengesicht, sein schöner weißer Körper windet sich in verzehrender Qual in den Armen des Moloch, dem ich Unselige ihn übergeben. In wahnsinnigem Schmerze schreie ich auf und will vorwärts stürzen, um mein Kind zu retten oder mit ihm zu sterben. Da fühle ich mich festgehalten, vergebens strebe ich den eisernen Armen zu entfliehen, die mich umkrallen, und vor meinen entsetzten Augen verwandelt mein Engel sich in einen Teufel, unter dessen Hohngelächter ich, in vergeblichem Bemühen mich zu befreien meine Kräfte erschöpfend, zusehen muß, wie der süße Leib meines einzigen Kindes von den Flammen verzehrt wird, und — mit lautem

Angstgeschrei erwachend, finde ich mich mit fliegenden Pulsen in Schweiß gebadet in meinem Zimmer wieder."

Erschöpft und zitternd lehnte sich die Gräfin an die Schulter ihres Gemahls und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Der Graf war selbst von der mit lebendiger Wahrheit und ergreifendem Ausdruck vorgetragenen Erzählung ergriffen, verbarg dies aber und bestrebte sich die hocherregte Frau zu beschwichtigen. Als ihm dies endlich gelungen schien, erwiderte er auf ihre Frage, was er von dem Traum halte: „Du hast wohl Recht, Amanda, es ist in Wahrheit ein fürchterlicher Traum, der selbst einen so aufgeklärten Geist wie den Deinen momentan verdunkeln kann, so lange die unmittelbare Nachwirkung des ausgestandenen Entsetzens aushält. Indeß, meine Liebe, wenn Du ruhiger darüber nachdenken willst, wird er Dir nur noch als natürliches Ergebniß der mannichfachen Gemüthsbewegungen, welchen Du in den letzten Tagen ausgesetzt warest, erscheinen und seinen Schrecken verlieren. Wir haben besonders in letzter Zeit lebhafter als sonst wohl unseres sehnlichsten Herzenswunsches nach Kindern gedacht, denn jener neue Kindersegen, dessen sich dieser

so schon überreich damit bedachte Holm von Bärenstein wieder erfreuen durfte, mußte uns um so schmerzlicher an unsere Entbehrung erinnern. Das war also der erste Anlaß Deines Traumes. Die Gedanken an Roms Kunstschätze, deren ersehnter Anblick Dich erwartet, und die gestrigen Erregungen des Abschiedes kamen hinzu, das Uebrige ist jener phantastische Unsinn, von welchem alle Träume mehr oder weniger begleitet sind."

„Ja, in der That, so kann es sein, und das Alles sagte ich mir schon bereits, aber dennoch will die Ruhe nicht zurückkehren in mein Herz, und ich würde wer weiß was darum geben, wenn wir die Reise unterließen. Laß es uns thun, liebster Ferdinand, ich bitte Dich!"

„Unmöglich, Amanda," erwiederte der Graf, sich unwillig erhebend. „Wie kannst Du mir etwas so Ungereimtes ansinnen? Wir würden uns einfach lächerlich machen. Geh, laß Dich ankleiden, es ist hohe Zeit dazu."

„Ferdinand, ich bitte Dich inständigst!" flehte die Gräfin noch einmal und wollte ihren Gemahl umschlingen.

Doch er trat zurück nnd erwiederte hart: „Genug der Thorheit. Schäme Dich, Amanda, ich

kenne Dich kaum wieder in dieser Sentimentalität, Du bist Deinem liebenswürdigen, heitern Selbst so unähnlich als möglich. Nimm Dich zusammen, Kind, Du weißt ja, wie verhaßt mir alle und jede Inconsequenz ist. In zwei Stunden reisen wir."

Seufzend bedeckte die Gräfin die Augen einige Secunden mit der Hand und sagte dann resignirt: „Wohl, Du willst es, so sei es denn, ich will Dich nicht länger quälen. Sollte aber aus dieser Reise, vor welcher uns vielleicht ein gütiger Wink des Himmels noch in der letzten Stunde warnte, Unheil entspringen, dann mache mich, die Veranlasserin derselben, nicht dafür verantwortlich, denn Gott weiß es, ich wollte lieber das Schlimmste ertragen, als so blindlings den Schrecken einer unbekannten Gefahr entgegengehen."

„Gefahr? Schrecken? Unsinn! Dieser alberne Traum hat Dich kindisch gemacht, Amanda!" rief der Graf, welcher den Widerspruch nicht vertragen konnte, von seiner Heftigkeit übermannt die sonst stets beobachtete Rücksicht vergessend.

Beleidigt erhob sich die Gräfin und verließ, ohne noch ein Wort zu verlieren, mit zürnender Miene das Zimmer.

Der Graf ging einige Mal heftig auftretend im Zimmer auf und nieder, ärgerliche Worte vor sich hin murmelnd, aus denen nur einige, als — weibliche Inconsequenz, Hypersentimentalität, lächerlicher Aberglaube und was dergleichen schmeichelhafte Bezeichnungen der Bedenklichkeiten seiner Gemahlin mehr waren, laut wurden.

Endlich war seine ärgerliche Aufregung entschwunden und er setzte sich wieder an den Schreibtisch, um im Ordnen seiner zurückzulassenden schriftlichen Befehle fortzufahren. Bei diesem Geschäft aber mußte er wieder und wieder des Traumes gedenken, den seine Gemahlin so lebendig geschildert, daß er ihn selbst mitgeträumt zu haben glaubte. Doch war es nicht das Grauenhafte desselben, welches den tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht, sondern nur der beseligende Besitz eines so heiß ersehnten Kindes, das die Madonna ihnen geschenkt, und in seinem Geiste stellte sich eine gewisse Verbindung von Ideen her, welche der erste Anknüpfungspunkt für die Netze wurde, mit welchen man ihn zu umgarnen gedachte.

So ward dieser Traum, welcher ihn hätte warnen können, zum ersten Anlaß seines Verder-

bens und die beste Hilfe Jener, die im Dunklen ihre Fäden spannen. — —

In Rom finden wir unser Ehepaar wieder, und zwar fast in derselben Morgenstunde, da wir sie zuerst in Deutschland sahen.

Der Frühstückstisch und das Negligé der Gräfin bewiesen, daß die Kaffeestunde soeben vorüber und die Gatten der Gewohnheit, einer traulichen Plauderei nach dem Frühstück, auch hier in der Fremde treu geblieben sind.

„Ich bin der Fürstin Lori in Wahrheit tief verpflichtet, daß sie mir in Pater Gabriel einen so vorzüglichen Cicerone verschafft hat," setzte die Gräfin das Gespräch fort.

„Ja, er ist, was seine Kenntnisse betrifft, freilich der beste Cicerone, den wir uns wünschen können," entgegnete der Graf mit bemerkbarer Kälte.

Sie blickte ihn forschend an und fragte: „Du sagst das in so kaltem Tone, daß Deine gute Meinung von ihm nicht eben groß sein kann. Was hast Du denn eigentlich an diesem Ideal von Männerschönheit, dem nur die blonden Locken fehlen, um für das herrlichste Modell eines Johanneskopfes gelten zu können, auszusetzen?"

„So ziemlich Vieles, in erster Linie jedoch diese Schönheit selbst!“ erwiederte er trocken.

„Ah!“ machte sie überrascht, und mit einem Lächeln anmuthigster Schelmerei fragte sie: „Sollte mein erlauchter Gemahl etwa auf den armen Priester eifersüchtig sein? Sollte er eine Gefahr von ihm fürchten?“

„Eifersüchtig, ich? Fürchten, ich?“ rief er, und die dunklen Augen loderten flammend auf. In furchtbarem Ernste setzte er langsam und gewichtig hinzu: „Sprich nicht so leichtfertig. Es ist besser, selbst im Scherze nicht mit dem Feuer zu spielen. Du weißt sehr wohl, ich stimme ganz mit Philipp von Spanien in diesem Punkte überein, den Schiller sagen läßt: „Wenn ich einmal zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört“. So viel von meinen einstigen souverainen Rechten würde ich wohl noch besitzen, um den verschwinden zu lassen, der sein freches Auge zu meiner Gattin zu erheben wagte. Was Dich betrifft, Amanda“ — sein Blick richtete sich mit stechender Schärfe auf sie — „so glaube ich Deiner sicher zu sein. — Schlimm für Dich, wenn ich es nicht wäre.“

Die Gräfin überrieselte ein Schauder, denn seine zusammengezogene Stirn, die dämonisch

funkelnden Augen, wie der eigenthümlich zischende Tonfall seiner Worte bewiesen ihr, daß diese Drohung mehr als Phrase und ihr im gegebenen Augenblicke blutige Vollstreckung nicht fehlen würde, wäre sie darüber bei der genauen Kenntniß seines Charakters überhaupt noch zweifelhaft gewesen.

Doch sie hütete sich wohl, ihren geheimen Schrecken bemerken zu lassen, und entgegnete ruhig: „Nun, wenn Du so denkst, wie Du sagst, was kann Dich dann diese Schönheit stören? — Ich bin davon entzückt, ich sehe ihn gern um mich, er interessirt mich, wie ein vollendet schönes Kunstwerk uns eben interessiren kann. Ueberdies ist er Priester und das sollte Dich doch auch darüber beruhigen, daß niemand Anderes meinen Umgang mit ihm mißdeuten kann."

„Pah! Das schützt Dich davor nicht am Mindesten. Wer Uebles denken will, wird dies thun, nicht obgleich, sondern gerade weil er ein Priester ist. Sehen wir nicht täglich der Beispiele zahllose vor Augen, wie wenig diesen Priestern ihre Gelübde gelten?"

„Ihm nicht, er ist eine glänzende Ausnahme. Pater Gabriel ist so fromm als er schön ist, und

er gehört zu den Wenigen, welche an die Religion glauben, die sie lehren und der sie dienen."

„Das weiß ich — und das ist es, was mich zu ihm hinzieht, ungeachtet mancher Bedenken. Nur seiner Frömmigkeit willen dulde ich ihn in Deiner Nähe, sein schwärmerischer Glaube ist mir rührend erschienen. So glaubenseifrig mögen wohl jene Märtyrer gewesen sein, welche Nero in der Arena bluten ließ. Ich könnte ihn fast beneiden um die Innigkeit und Festigkeit seines Glaubens. Ueber all' der freien Forschung, welche uns Protestanten unsere Confession gewährleistet und die sie uns gewissermaßen zur Pflicht macht, geht uns nur gar zu leicht der Glaube mit verloren. Es thut nicht gut, in Glaubenssachen gar zu sehr zu grübeln, denn gar Manches verträgt die nüchterne Beleuchtung eines zersetzenden Verstandes nicht. In dem blinden Glauben des Katholicismus mag wohl für des Menschen schwaches Gemüth ein beseligender Frieden liegen, und wohl mag man den glücklich preisen, der sich dazu erheben kann."

„Erheben? — Ich begreife meinen freidenkenden Gatten nicht mehr in dieser Rede. Du wolltest wohl sagen erniedrigen. — Denn die natürliche Folge blinden Glaubens ist blinder Ge-

horsam, der alle freie Forschung ausschließt und verdammt. Nimmermehr aber könnte ich glücklich sein ohne dieses erste meiner unveräußerlichen Menschenrechte. Ich muß frei sein, frei zu glauben, zu denken und zu handeln nach dem Maßstabe meines Gewissens und meiner Pflichten. Ich mag wohl Gott gehorchen, aber einem Priester nicht."

„Nun, Pater Gabriel, was sagen Sie zu dieser Ansicht?" rief der Graf mit halbem Lächeln des Spottes dem jungen Priester zu, der seit einigen Augenblicken auf der Schwelle des Zimmers erschienen war und die letzten Worte gehört haben mußte. — „Gratuliren Sie sich nicht, daß die Gräfin nicht zu Ihren Beichtkindern gehört? —"

Pater Gabriel schritt langsam näher, und seine stolze Gestalt zu ehrerbietigem Gruße neigend und die sanften, mandelförmig geschnittenen Augen mit dem schwärmerischen Blicke, in dem eine verborgene Gluth zu schlummern schien, unter den langen, seidenbefranzten Lidern mit dem Ausdrucke mitleidiger Theilnahme, die sie wie einen Stachel empfand, auf die Gräfin richtend, erwiederte er: „Nein, Erlaucht, das thue ich nicht. Im Gegentheil, ich beklage es vielmehr, denn dann würde ich das Recht und die Pflicht haben,

diese unheilbringenden Ansichten in der mir anvertrauten Seele zu bekämpfen und die unglückliche Verirrte auf den Weg des Heils zurück zu führen."

„Von diesem Wege glaube ich durchaus nicht abgewichen zu sein, Pater Gabriel —" erwiederte die Gräfin, ihm durch eine Handbewegung einen Fauteuil anweisend, in etwas pikirtem Tone. „Doch brechen wir davon ab —" setzte sie freundlicher hinzu. — „Ich vergebe Ihnen, Sie sind Priester und müssen natürlich mir, der Ketzerin gegenüber diese Ansicht hegen. Wir wollen uns darüber nicht streiten. — Sie müssen mich schon entschuldigen, ehrwürdiger Herr, ich bin im Eifer meiner Unterhaltung mit dem Grafen dem Entschwinden der Zeit nicht eingedenk gewesen, so kommt es, daß ich zu unserem gemeinschaftlichen Besuch des Vatican noch nicht bereit bin. Ich werde diesen Fehler durch verdoppelte Eile gut machen." Sie verneigte sich anmuthig und verließ das Zimmer.

Der junge Priester sah der mit schwebenden Schritten Enteilenden sinnend nach und ein Seufzer, leicht wie ein Hauch und unhörbar wie dieser, entfloh seinen leicht geöffneten Lippen, dann wendete er sich zu dem Grafen, der mit gerun-

zelter Stirn und argwöhnischem Blick ihn beobachtete, und sagte gleichsam erklärend und ohne vor dessen finsterem Blick die Augen zu senken: „Wie tief beklage ich die unglückliche irreligiöse Richtung dieser Frauenseele. Sie sollten all' Ihren Einfluß aufbieten, Erlaucht, um diesen ausschweifenden, höchst tadelnswerthen Ansichten, welche die hochbegabte Frau unrettbar dem Nihilismus in die Arme treiben müssen, ein Ziel zu setzen. So lange das Glück ihr zur Seite steht, wird sich Ihre Gemahlin des Mangels an wahrem Glauben, der Entbehrung des zu unserem Seelenfrieden so nöthigen Zusammenhanges mit Gott nicht bewußt werden, tritt aber jemals das Unglück an sie heran, so wird sie haltlos, einem hin und her schwankenden, vom Baume gerissenen Reis gleich, jedes stützenden Trostes bar, eine Beute der Verzweiflung werden. Die meisten Selbstmörder, die größte Anzahl Irrsinniger waren Freidenker, denen das tröstliche Bewußtsein des Zusammenhanges mit Gott über ihrem Hange nach freier Selbstbestimmung verloren gegangen war."

„Sie übertreiben nach Priesterart, Pater Gabriel. Vor solch' fürchterlichem Loos, wie Sie anzudeuten wagen, würden wohl, gesetzt selbst,

meine Gemahlin träfen fürchterliche Schicksalsschläge, ihre Grundsätze, ihr Stolz und die Kraft des ihr eigenen edlen, reichen Geistes sie bewahren."

Trübe lächelnd schüttelte der Pater das Haupt und erwiederte: „Was sind Grundsätze ohne den Hintergrund des Glaubens? Spreu im Winde. — Unglück zerbricht den Stolz und verdunkelt oder zerstört den reichsten Geist, den der Glaube nicht aufrecht erhält."

Der Graf schwieg betroffen, denn er erinnerte sich, wie fassungslos sich seine Gemahlin dem Eindruck jenes Traumes hingegeben, ja wie sie selbst jetzt noch nicht ganz die Erinnerung überwunden hatte. Wenn ein Traum aber solche nachhaltige, sie völlig entmuthigende Wirkung haben konnte, was stand dann erst bei dem wirklichen Eintreffen eines Unglücks von ihr zu erwarten?

Allein es widerstrebte ihm, daß der Priester Recht haben sollte, er wollte sich von dem Kern der Wahrheit, welcher bei aller schroffen Auffassung des Paters in dessen Rede lag, nicht überwunden geben. Er erwiederte daher etwas unmuthig in schroffem Tone: „Sie sprechen ja gerade, als wenn die Gräfin nicht an Gott glaubte. Sie ist doch eine Christin!"

„Das weiß ich, sie nennt sich wenigstens so, und ich will zugeben, sie sei es auch, will zugeben, noch glaubt sie an Gott, aber — wie lange noch? — Es ist die Art solcher freigeisterischen Ansichten, daß sie, gleich einem fressenden Krebsschaden weiter laufend, allmälig jeden Rest von religiöser Ueberzeugung hinwegstehlen, bis der Unglückliche vor dem bodenlosen Abgrunde des leeren Nichts steht. Sagen Sie doch selbst, wo sind die Grenzen dieser sogenannten freien Forschung? und sagen Sie mir, wenn wir gerade nur das glauben wollen, was unser schwacher Menschenverstand begreifen, unsere blöden Augen sehen können, wo bleibt dann der Glaube an das Mysterium der Gottheit? Welcher Menschengeist ist reich und umfassend genug, auch nur das kleinste Theilchen der Wesenheit jenes unsagbar mächtigen Geistes, den unsere arme Sprache Gott nennt, zu begreifen?“ —

Diesmal zögerte der Graf mit seiner Einstimmung nicht, eifrig und rasch erwiederte er ergriffen: „Sie haben Recht, Pater Gabriel, und dieser Gedanke, diese Erkenntniß ist es auch, welche mich seit Kurzem mit Entsetzen auf demselben Wege inne halten ließ, den meine Frau, ich gestehe es, zu meinem tiefen Bedauern, noch

wandelt. Ich habe es endlich eingesehen, daß es auch für uns Protestanten eine Schranke giebt, bis zu welcher allein wir mit all' unserer gepriesenen freien Forschung dringen dürfen. Jenseits dieser Schranke ist Alles dunkel und wir müssen hier um unseres eignen Seelenfriedens willen genau so blind den Worten der heiligen Schrift und unserer Geistlichen glauben, als die Katholiken."

Ueber des Pater Gabriel ausdrucksvolles Gesicht zuckte ein Blitz freudigen Triumphes über dies kaum so rasch erwartete günstige Resultat seines Umganges mit dem Grafen und er versetzte rasch: „Es thut mir wahrhaft wohl, diese Worte von Ihnen, Erlaucht, zu vernehmen, denn es mildert meine ernstliche Sorge um Ihr Seelenheil und das Ihrer erlauchten Gemahlin, auf die Ihr Beispiel sicher einer günstigen Einwirkung nicht verfehlen wird. Ich gehöre nicht zu jenen zelotischen Priestern, denen die Bekenner eines andern Glaubens nur insofern in Betracht kommen, als sie in ihnen Objecte ihrer Bekehrungswuth erwarten dürfen und die sie von dem Augenblicke an fallen lassen — ohne sich nur den kleinsten trüben Gedanken über deren Schicksal im Jenseits zu machen — sobald sich dieser Bekehrungswuth

eine Hoffnung mehr bietet. Wohl möchte auch ich, durchdrungen von der festen heiligen Ueberzeugung — welche mit meinem Blute zu besiegeln ich jederzeit bereit bin — daß das ewige Heil der Menschheit nur in dem alleinseligmachenden katholischen Glauben beruht, alle meine Mitmenschen auf den Weg des Heils führen, allein ich bin weit entfernt, ihnen diesen Glauben aufdringen zu wollen. Nein, das eigene Bedürfniß muß sie unserer heiligen Kirche in die Arme führen, die stets geöffnet sind, die Irrenden aufzunehmen. Ein jeder Zwang ist mir verhaßt, und sei dies auch nur jener leise, sanfte Zwang der Ueberredung, er führt der Kirche nur laue Bekenner zu."

Das Eintreten der Gräfin in voller Toilette verhinderte die Fortsetzung dieses Gespräches, welches den letzten Rest von Vorurtheil und Mißtrauen gegen den jungen Priester in dem Herzen des Grafen vernichtete und ihn mit niemals wankender Achtung für ihn erfüllte. Er hatte die wahrhafte Frömmigkeit und die edle reine Seele in ihm erkannt, und war überrascht über eine Toleranz, welche er bei ihm am wenigsten gesucht hätte. Fortan vertraute er ihm unbedingt, und dieses schrankenlose Vertrauen verpflanzte

sich auch auf die Gräfin, sich mit dem Wohlgefallen an der schönen äußern Erscheinung und dem gebildeten reichen Geiste des Paters zu einem Gefühl vereinend, welches die erste Quelle späterer Leidenschaft wurde.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Jung, Alexander, Darwin. Ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. 3 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane. 1. u. 2. Bd.) 8. eleg. broch. 2 Thlr. = 6 M.

Winterfeld, A. von, Alte Zeit oder: Die vier Töchter des Rittmeister Schimmelmann. Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Gerstäcker, Friedrich, In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. Im Anschluß an „Nach Amerika!" 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 25 Sgr. = 8 M. 50 Pf.

Zastrow, Carl, Mißverständnisse. Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr. = 6 M.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Die Tochter des Franctireurs. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Das große Loos. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. 15 Sgr. = 13 M. 50 Pf.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Humoresken aus dem Soldatenleben. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. 2 Bde. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Gutzkow, Karl, Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Gutzkow, Karl, Ein Hollandgang. Zweite Auflage. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise u. Haus XVII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr. = 1 M.

Fels, Egon, Das Geheimniß der vier Tage. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Fels, Egon, Loreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr. = 16 M. 50 Pf.

Fischer, Dr. Wilhelm, Holländische Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Fritze, Dr. Hermann Eduard, Christian Klebauer und Compagnie. Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Fricke, W., Wat möt, dat möt. Ene lustege Geschichte in nieder-sächsischer Mundart. 2 Bde. 8. eleg. broch. 1½ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Gerstäcker, Friedrich, Die Francstireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus IX. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

Gerstäcker, Friedrich, Der Tolle. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XIV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

Gerstäcker, Friedrich, Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

Klinck, F., Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Gerstäcker, Friedrich, Im Eckfenster. Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr. = 17 M. 25 Pf.

Hoefer, Edmund, Der Demagoge. Ein Zeitroman. 6 Theile. 8. eleg. broch. 8 Thlr. = 24 M.

Hoefer, Edmund, Stille Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Knortz, Karl, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. = 5 M.

Hoefer, Edmund, Zu Olim's Zeiten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Dämon Gold. Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus X. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

König, Ewald August, Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Das Prinzeßchen. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

König, Ewald August, Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Das Kind des Wucherers. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr. = 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Köller, Eduard, Klatschereien. Drei Geschichten. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Palast und Bürgerhaus. Roman von Ernestine von L., Verfasserin von „König Jerôme und seine Familie im Exil". 8. eleg. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. = 5 M.

Mühlbach, Louise, Kaiserburg und Engelsburg. Historischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. $2\frac{2}{3}$ Thlr. = 8 M.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" im Jahre 1857—1858. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XI. Bd.) Dritte Auflage. Drei Theile in einem Bande. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 25 Sgr. = 2 M. 50 Pf.

Mühlbach, Louise, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr. = 8 M. 25 Pf.

Mühlbach, Louise, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Mühlbach, Louise, Mohammed Ali's Nachfolger. Historischer Roman im Anschluß an „Mohammed Ali und sein Haus". 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Robiano, L. Gräfin von, Gustav Wasa. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** erschienen ferner:

Neue Erzählungen

von

Julius Grosse.

3 Bde. 8. eleg. broch. circa 4 Thlr. = 12 M.

Der große Krach.

Roman

von

Max Ring.

4 Bde. 8. eleg. broch. circa 4 Thlr. = 12 M

Gabriel.

Roman

von

S. Kohn.

Zweite umgearbeitete Auflage.

2 Bde. 8. eleg. broch. circa 1½ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Ein Spiegel der Gegenwart.

Roman

von

S. Kohn,

Verfasser des „Gabriel".

3 Bände. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.